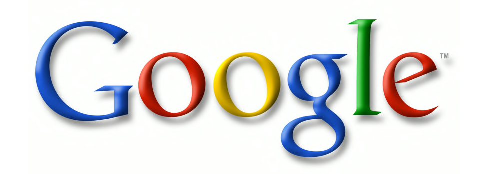


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

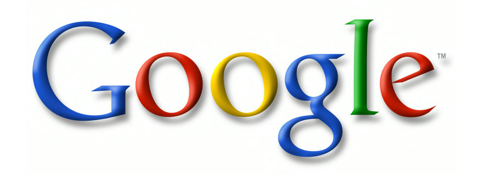
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

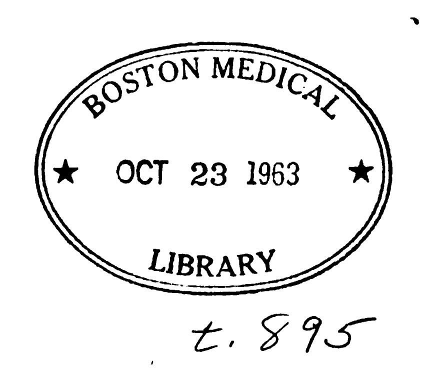
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

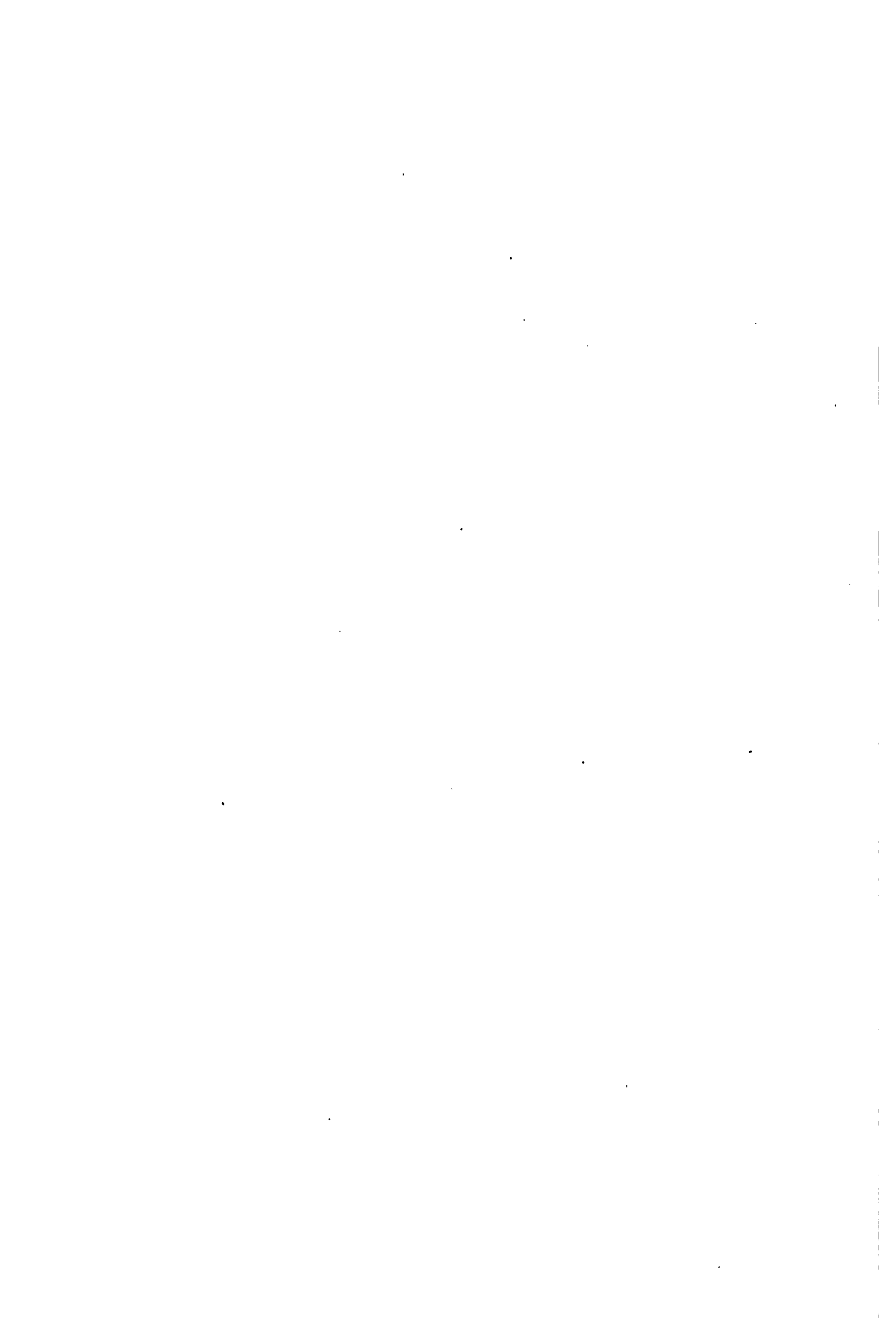
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


COUNTWAY LIBRARY
HC 28I1 F



t. 895





GOETHE.

Von

P. J. MÖBIUS.

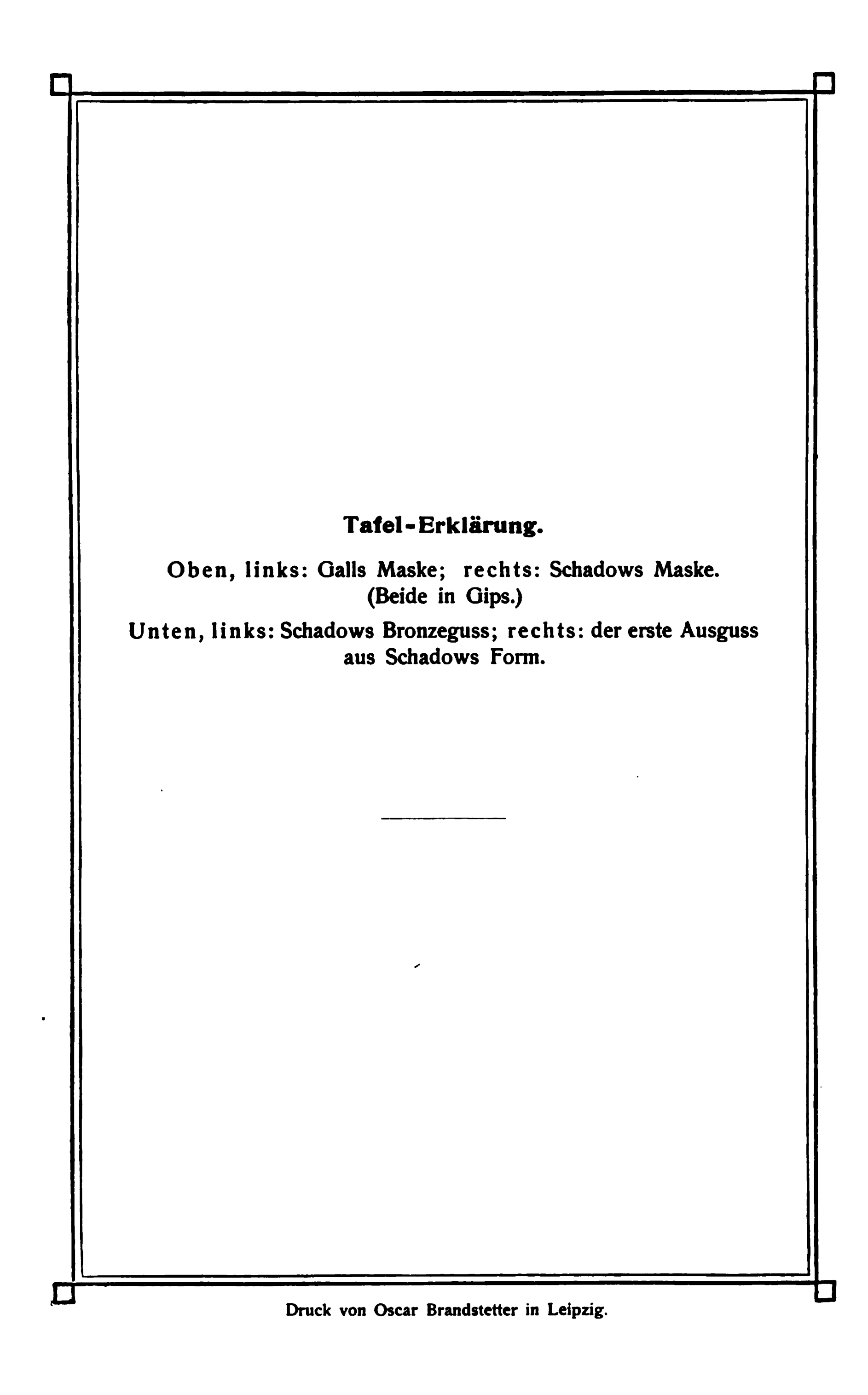
II. Theil.

„Er ist mit einem Worte
ein sehr merkwürdiger Mensch.“
Kestner.

Mit einer Tafel.



LEIPZIG,
VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH.
1903.



Tafel-Erklärung.

Oben, links: Galls Maske; rechts: Schadows Maske.
(Beide in Gips.)

Unten, links: Schadows Bronzeguss; rechts: der erste Ausguss aus Schadows Form.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.



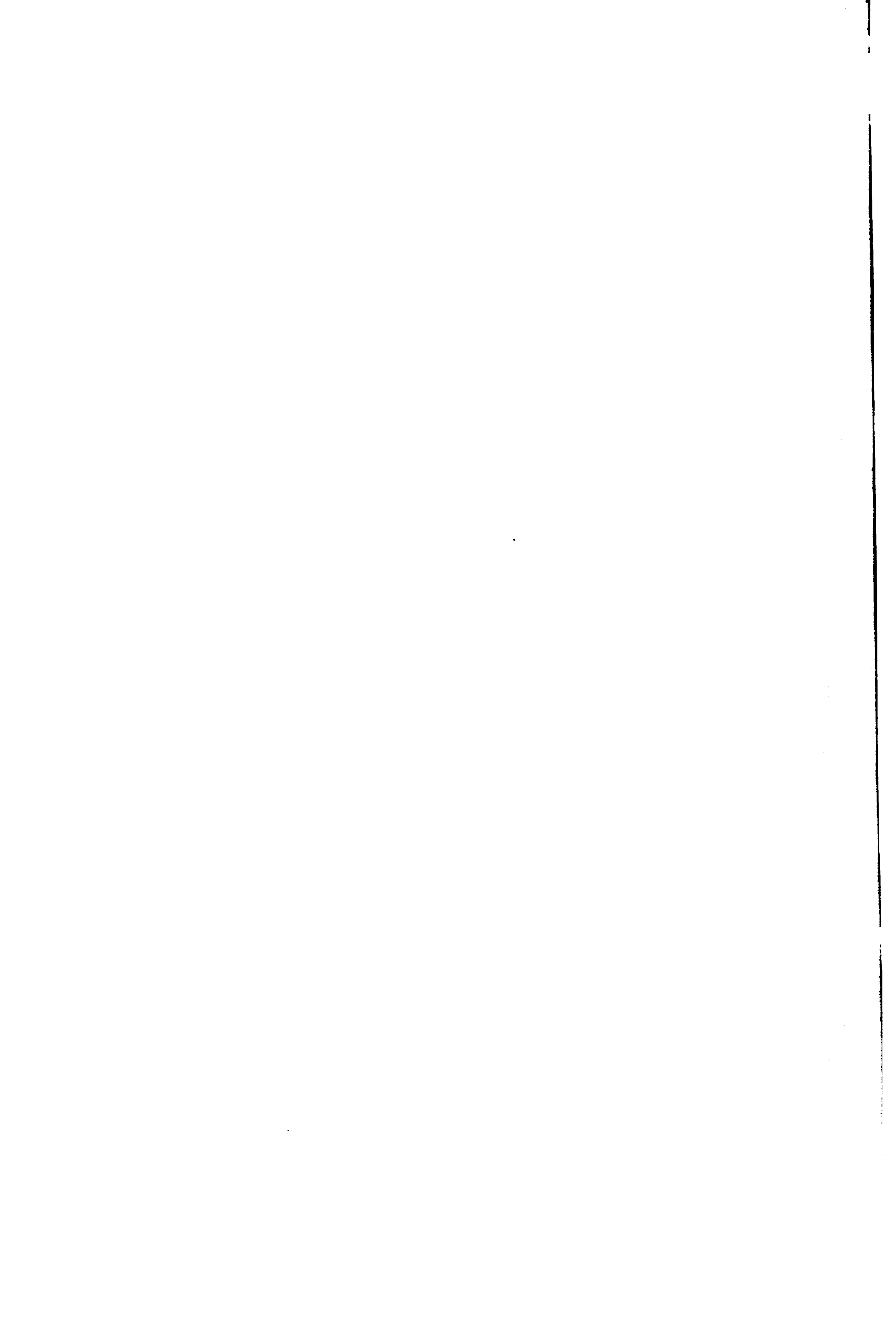
Tafel-Erklärung.

Oben, links: Galls Maske; rechts: Schadows Mask[illegible]
(Beide in Gips.)

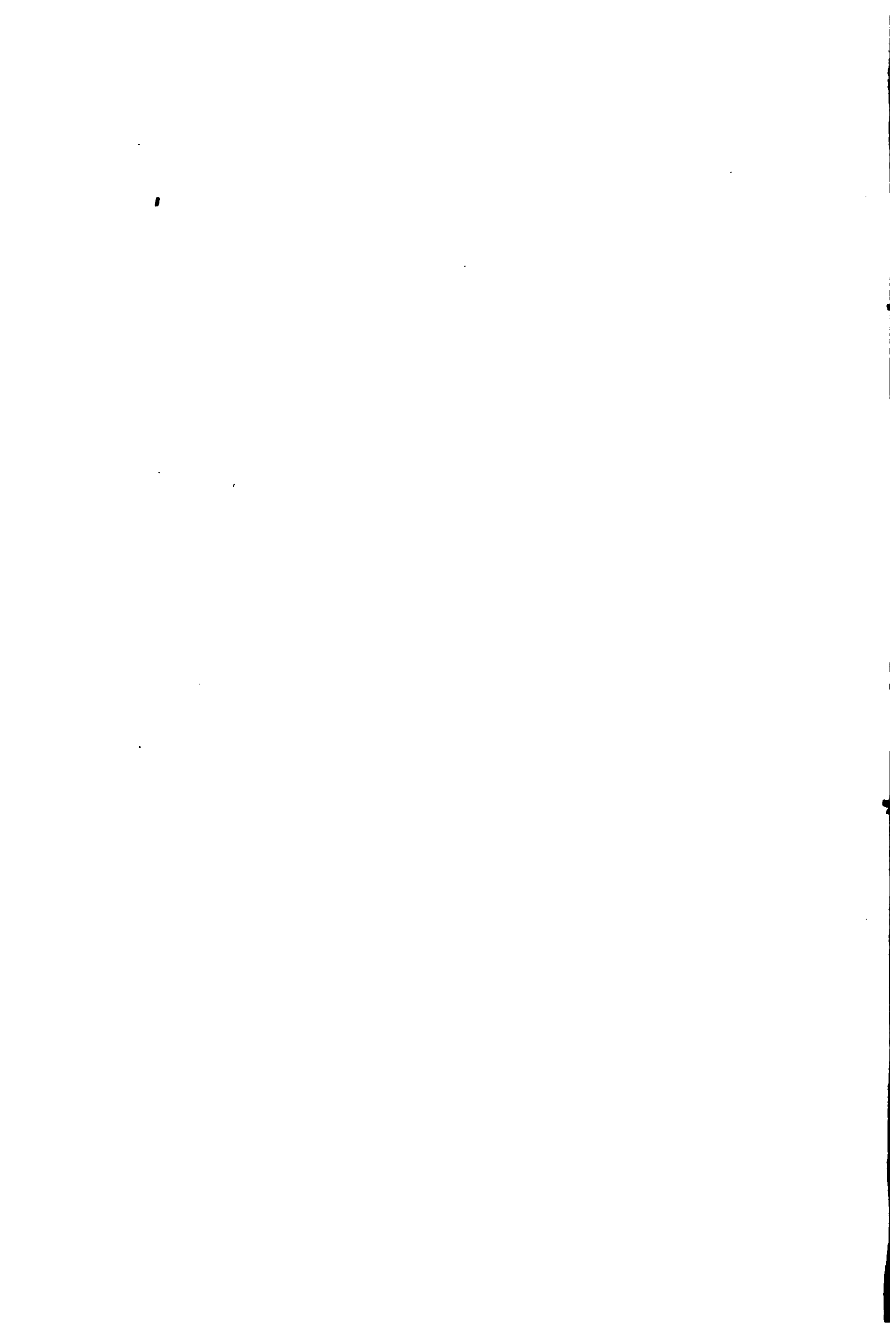
[illegible] links: Schadows Bronzeguss; rechts: der erste Ausg[illegible]
aus Schadows Form.

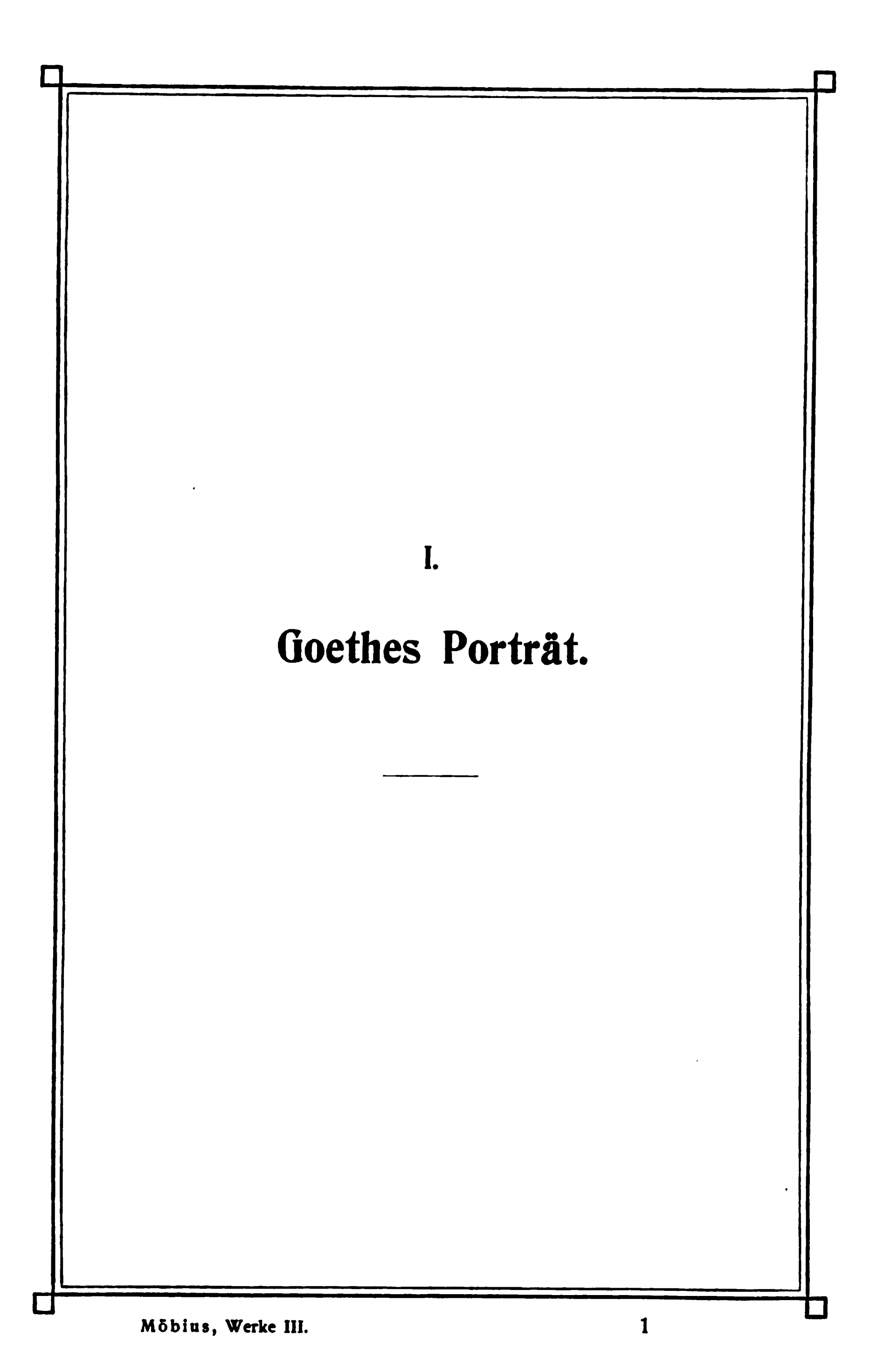
[illegible] Brandstetter in Leipzig





Inhalt.





I.

Goethes Porträt.



Einleitung.

Wie lernt man das Innere eines Menschen kennen? Im Allgemeinen, durch Schlüsse aus seiner Form und aus seinen Bewegungen. Es handelt sich theils um Schlüsse, die ohne Nachdenken, oft geradezu instinctiv gezogen werden, theils um solche, die besondere Kenntnisse voraussetzen. Beide Arten haben ihre Vortheile und ihre Nachtheile, denn jene Schlüsse werden oft voreilig sein, mögen oft auf Gewohnheiten oder Vorurtheilen beruhen, deren Berechtigung erst nachzuweisen ist, und doch haben sie das für sich, dass Alle zu ihnen aus einer gewissen Nöthigung und Uebereinstimmung kommen, während bei der anderen Art nicht nur die Beschränktheit der erforderten Kenntnisse, sondern auch die beschränkte Anerkennung dieser hinderlich wird.

Die Formen des Menschen, die in Betracht kommen, sind die des Kopfes, des Gesichtes, der Hände und Füsse und endlich der ganzen Gestalt.

Zu den Bewegungen gehören Glieder- und Mienenspiel einerseits, sprachliche Aeusserungen und Handlungen andererseits.

Handelt es sich um einen Anwesenden, so ist nicht nur die directe Beobachtung möglich, sondern auch das Experiment.

Man kann das psychologische Experiment im Sinne der neueren Psychologie in Anwendung bringen, aber auch Fragen und Verleitung zu allerhand Handlungen sind ein Erproben.

Bei Abwesenden oder Todten sind natürlich viele Wege versperrt. Es bleiben die Beurtheilung von Bildern, Büsten, gelegentlich von directen Abformungen oder den Knochen selbst, die Betrachtung der Handschrift, schriftliche Aeusserungen des Untersuchten, Aeusserungen Anderer über ihn, die bald als Erzählung, bald als Urtheil auftreten.

Den vielen Nachtheilen, die der Tod bringt, steht als Vortheil gegenüber, dass ein abgeschlossenes Leben vorliegt, und dass mit der Zeit die Unbefangenheit einerseits, die Möglichkeit, wahrhaftig zu sein, ohne zu verletzen, andererseits wächst. Auch ist oft erst allmählich das vorhandene Material zusammen zu bringen.

Ueberblickt man die Todten, deren Persönlichkeit ernste Nachforschungen lohnt, so sieht man ohne Weiteres, dass die Fälle sehr verschieden sind, dass Menge und Art des Materials ausserordentlich schwanken. Bei Shakespeare haben wir ausser den Aufzeichnungen des Dichters fast nichts, bei Napoleon treten

eigene Aufzeichnungen fast ganz zurück, aber es liegt eine unendliche Fülle von Berichten über ihn vor. Vielleicht giebt es keinen einzigen Menschen, bei dem das Material so reichhaltig wäre wie bei Goethe. Er selbst hat dazu mehr als alle anderen geliefert, und deshalb war es möglich, dass die ganz einzigartige biographische Goethe-Literatur entstand. Es kommt nicht nur darauf an, dass der Mensch überhaupt schreibt, sondern vielmehr darauf, dass er über sich schreibt, sei es direct, sei es so, dass sein Subject im Geschriebenen erkennbar ist. Nicht nur sind Goethes Dichtungen lauter Bekenntnisse, wir haben ja seine Selbstbiographie, seine Annalen und Tagebücher, seine vielen Briefe und die Menge glaubwürdig überlieferter Aeusserungen über die eigene Person.

Wir haben eine grosse Zahl von Bildern, zwei (?) Gesichtsmasken, den Abguss seiner Hand, Handschriften aus allen Lebensaltern. Zu diesen Zeugnissen erster Classe kommen die Aeusserungen der Anderen über Goethe. Das Ganze ist von den Gelehrten so durchgearbeitet worden, wie es in der menschlichen Geschichte wohl noch nie vorgekommen ist. Wo giebt es einen Menschen, über den wir so viel wüssten, wie über Goethe? Ein Leben lang und reich wie wenige, eine Berichterstattung wie nie zuvor. Wahrlich man sollte meinen, da müsste jede Neugier gesättigt werden. Und doch ist es nicht genug. Wie oft hat man über die Goethe-Forscher gespottet, die alle Zettelchen zusammentragen und über jeden Schafskopf, mit dem Goethe gesprochen hat, eine Biographie

schreiben. Uns thun sie nicht zu viel. Mag hie und da etwas Ueberflüssiges mit unterlaufen, was schadet das? Der Versuch, ein grosses Menschenleben so genau zu durchforschen wie irgend möglich, ist an sich höchst lobenswerth, und er müsste Dem, der Individuenpsychologie treiben will, überaus willkommen sein, ganz abgesehen von der Neigung zu Goethes Person und von literarischen Interessen. Ach, wir wissen nicht zu viel von Goethe, sondern viel zu wenig. Gerade dieses merkwürdige Beispiel kann uns zeigen, wie schwer es ist, das Innere eines Menschen zu erkennen.

Goethes Leben wird durch die italienische Reise in zwei Hälften getheilt. Die erste ist weit wichtiger als die zweite, aber von der ersten wissen wir weit weniger als von der zweiten. Je älter Goethe wird, um so mehr wachsen die Nachrichten, aber das Umgekehrte brauchten wir. Ganz ungenügend sind die Mittheilungen über die Form, d. h. Beschreibungen und Bilder lassen uns im Stiche, worauf später zurückzukommen ist.

Aber auch über das Innere werden wir nicht so unterrichtet, wie wir möchten. Wir haben directe Angaben von Goethe über seine Person, indirecte, d. h. aus seinen Werken erschlossene, und Erzählungen anderer Personen. Die Täuschung kann absichtlich oder unabsichtlich bewirkt werden. Zwar ist bei Goethe anzunehmen, dass er gegen sich immer wahr gewesen sei, aber er hatte Zeit seines Lebens eine mächtige Neigung zum Verkleiden, Foppen, zum Ge-

heimnissvollen und zum Räthselaufgeben. Ueberdem hat Jeder das Recht, sich durch falsche Angaben gegen Zudringlichkeit zu schützen und sein Inneres durch eine Lüge vor dem Feinde zu bewahren. Viel häufiger hat man natürlich Irrthümer, unabsichtliche Irreführungen zu erwarten. Der Redende oder Schreibende spricht seine augenblickliche Stimmung aus, und was er sagt, gilt eigentlich nur für die gegebenen Umstände. Wir aber vermögen diese Umstände oft nicht genügend zu würdigen und sind von Natur geneigt, Ueberliefertes zu schwer zu nehmen. Ueberdem ist das Temperament des Redenden von grosser Bedeutung, denn ein gleichsinniger Mensch ist ganz anders zu beurtheilen als einer, der wechselnden Stimmungen unterworfen ist. Goethe aber war im höchsten Grade Stimmungsmensch. Er war es so sehr, dass auch bei den zum Drucke bestimmten Aeusserungen die Stimmung immer in Betracht gezogen werden muss. Weiter ist ein grosser Theil seiner Aeusserungen über die eigene Person zurückschauender Art. Je weiter das Vergangene zurückliegt, um so grösser ist natürlich die Gefahr der Erinnerungstäuschung, und das Gleiche gilt, je weniger äussere Anhaltepunkte existiren, je mehr es sich nicht sowohl um Thatsachen als um Stimmungen und Gedanken handelt. Wird eine Aeusserung erst von uns auf die Person bezogen, oder wird sonst aus der Art des Geschriebenen auf den Schreiber geschlossen, so kommt natürlich zu den anderen Schwierigkeiten noch unser eigenes Irrungsvermögen hinzu. Bei den Berichten dritter Personen endlich ist

die Sache am allerschwierigsten. Neigung und Abneigung fälschen, der Mangel an Verständniss übersteigt alle Grenzen, und die Beurtheilung der moralisch-intellectuellen Eigenschaften des Berichterstatters ist ein neues Problem. Wir werden sehen, wie gebildete Leute über die mit Augen wahrnehmbaren Dinge falsche, einander widersprechende Urtheile abgegeben haben, sollten sie über das geheime Innere besser geurtheilt haben?

Aber angenommen, das Material wäre vollständig ausreichend, so bliebe doch die allgemeine Schwierigkeit, aus vielen Einzelheiten das Wesentliche und den Zusammenhang heraus zu finden. Freilich im Gebiete der Form gäbe es diese Schwierigkeit nicht, denn das Wahrnehmbare lässt sich auch beschreiben, mag man von dieser oder jener Stelle ausgehen. Wie aber soll man den inneren Menschen erkennen? Natürlich ist diese Schwierigkeit bei jeder Biographie, bei jeder Personenschilderung vorhanden, die Leute haben sie von jeher gefühlt und haben sich mit ihr abgefunden, so gut, wie sie konnten. Auch bei Goethe fehlt es ja nicht an Versuchen, seine Persönlichkeit, seinen Charakter, oder wie man sonst sagen mag, zu schildern. Aber ich sehe nicht, dass hier oder anderswo eine erkennbare Methode diesen Versuchen zu Grunde läge. In Goethes Jugendzeit sprach man davon, man wolle das Porträt eines Menschen machen. Kestner z. B. entwirft das Porträt Goethes in Wetzlar. Er und Andere verfuhren dabei so, dass sie eine Reihe von Eigenschaften nannten, und die Reihe wurde bald

kurz, bald lang, die Eigenschaftwörter wurden durch Beispiele erläutert oder nicht. Man hat dieses Porträtmachen oft verspottet, und verspottet es noch. Fragt sich nur, was an seine Stelle zu setzen sei. Dramatiker und Romanschreiber verfahren so, dass sie ihre Leute in bestimmte Situationen bringen und durch die Handlungen die handelnden Personen schildern, also eine Reihe von Reactionen angeben. Aber erstens wird hier in der Regel auf Vollständigkeit verzichtet, es pflegt sich nur um einige markante Züge zu handeln, und dann ist es im Grunde einerlei, ob ich Reactionen erzähle oder Eigenschaften nenne, denn was sind Eigenschaften anders als Weisen der Reaction? Das eine ist poetisch, das andere prosaisch, die Sache ist eine. Ja, heisst es, es kommt nur darauf an, das Wesentliche in einem Menschen zu erkennen. Wallenstein brauchte bekanntlich nur den Kern des Menschen, und Goethe selbst dachte ähnlich. Er meint, es liege in den Charakteren eine gewisse Consequenz, durch die bei bestimmten Grundzügen bestimmte secundäre Züge auftreten, und er macht sich anheischig, Einen, mit dem er eine Viertelstunde gesprochen habe, zwei Stunden lang reden zu lassen. Jedoch wir erfahren weder bei Schiller, noch bei Goethe, noch bei Sonstjemand, was denn nun der Kern eines Menschen sei. Goethe selbst giebt zu, dass sein Verfahren instinctmässig sei, Angeborenes und Erfahrung möchten sich vereinigt haben, auch spricht er von einer Anticipation mannigfaltiger menschlicher Zustände. Mit alledem wird uns keine Methode gegeben. Was Schiller mit

dem Kerne meine, ist gar nicht zu sagen. Die populäre Vorstellung scheint deshalb, weil wir dadurch formell centrirt sind, dass wir alles auf unser Ich beziehen, anzunehmen, es gäbe auch sachlich ein Centrum, ein Innerstes des Menschen, von dessen Beschaffenheit alles übrige abhinge. Aber die Erfahrung zeigt ein solches Centrum durchaus nicht. Auch Goethe deutet in seiner dunkeln Sprache darauf hin, wenn er sagt, im Grunde seien wir alle collective Wesen, und an anderen Stellen. Er selbst hat mit seinen Wahlverwandtschaften zuerst den Begriff der Seelenchemie eingeführt. In der That sollten wir uns dem Inneren gegenüberstellen, wie sich ein Chemiker zu einem zusammengesetzten Stoffe stellt. Manche neueren Psychologen treiben, nebenbei gesagt, auch Seelenchemie, lassen z. B. ein paar Empfindungen, die gar nichts Räumliches enthalten, sich verbinden und dadurch das Räumliche als eine chemische Verbindung entstehen. Solche verkehrte Seelenchemie meine ich freilich nicht. Der Weg muss der sein, dass man fragt, aus welchen Elementen besteht eine Seele, und wie ist aus ihnen diese Seele aufgebaut? Man muss also von der Voraussetzung ausgehen, das Innere sei aus elementaren Trieben zusammengesetzt, und die Beurtheilung des Individuum setzt Kenntniss der Allen zukommenden Elemente voraus. Diese Art von Seelenchemie aber ist nichts anderes als der Weg Galls. Goethe hat Gall freundlich und verständnissvoll aufgenommen, wenn er auch damals schon zu alt war, um die neue Lehre ganz zu ergreifen, die gelehrten

Herren aber haben nichts verstanden, und ihr Verhalten gegen Gall wird ein unvergängliches Denkmal menschlicher Beschränktheit bleiben, gerade so, wie ihr schändliches Verhalten gegen Goethes Farbenlehre. Galls Verdienst ist, das Princip erfasst und einen Versuch zur Anwendung gemacht zu haben. Ob freilich die von ihm angenommenen Grundkräfte zu Recht bestehen, vollends, ob die von ihm gewählten Bezeichnungen richtig seien, das ist eine andere Frage. Hätten die Psychologen mehr Verständniss gezeigt und weniger leeres Stroh gedroschen, so könnten wir weiter sein. Gall verfuhr so, dass er die Frage, ob eine Fähigkeit eine Grundkraft sei, dadurch zu entscheiden suchte, dass er die Arten bei den Thieren und die einzelnen Menschen mit einander verglich. Die Selbständigkeit eines Triebes, seine Unabhängigkeit von den anderen Fähigkeiten, die Thatsache, dass er ohne die anderen Fähigkeiten vorkommt, oder trotz ihrer Anwesenheit fehlen kann, macht ihn zur Grundkraft. Ich sehe nicht ein, wie man eine bessere Methode finden könnte, und es scheint mir der Nachweis für eine Reihe von Fällen gelungen zu sein. Bei manchen Trieben zweifelt niemand an ihrer Selbständigkeit, so bei dem Hunger und der Liebe, aber auch andere scheint mir Gall mit Recht zu den Elementen zu rechnen, die Kunsttriebe, den Muth, den Herdensinn, den Familiensinn, die Herzensgüte, den „Zerstörungsinn", den Erwerbsinn, und noch andere Fähigkeiten oder Triebe. Aber freilich so viel ist sicher, dass wir in vielen Fällen unsicher bleiben, ob eine Eigenschaft,

für die die Sprache ein Wort geprägt hat, zu den Elementen gehört oder nicht. Im Grunde genommen ist es nicht so schlimm; man muss sich nur darüber verständigen, was man mit den Worten meint, dann geht es schon. Es bleibt eben doch beim Porträtmachen, nur dass man nicht wahllos allerhand Eigenschaften neben einander stellt, sondern im Sinne der Elementar-Analyse vorgeht, die vorläufig nicht weiter auflösbaren Eigenschaften wählt und vor allen Dingen sich der Vollständigkeit zu nähern sucht, d. h. bei der Schilderung keine der als wichtig erkannten Eigenschaften auslässt. In diesem Sinne also sollte man Menschen schildern und in diesem Sinne sollte man auch Goethe schildern. Geschehen ist es meines Wissens noch nie, und die vorhandenen Schilderungen leiden, so geistreich sie im Einzelnen sein mögen, durchaus an Zerfahrenheit, Principlosigkeit.

Jedoch bleibt noch Eins zu bedenken. Wir können uns nur deshalb eine Vorstellung von den inneren Zuständen Anderer machen, weil wir uns an Aehnliches in unserem Innern erinnern. Was wir nicht selbst gefühlt haben, das existirt für uns nicht, und Zustände, für die die persönliche Erfahrung kein Analogon hat, müssen uns unter allen Umständen räthselhaft bleiben. Nun habe ich bisher angenommen, dass alle Fähigkeiten bei Allen in einem gewissen Grade vorkommen, wie etwa Alle dieselben Knochen haben. Aber diese Annahme ist durchaus nicht bewiesen. Betrachtet man die verschiedenen Gehirne, so kehren zwar die Hauptfurchen und die Hauptwindungen

immer wieder, aber im Einzelnen sind so grosse Verschiedenheiten da, die Zahl und die Entwickelung der sogenannten secundären Windungen ist so verschieden dass die Möglichkeit, der eine Mensch möchte Fähigkeiten haben, die der andere gar nicht hat, recht einleuchtet. Mag es so oder so sein, das ist auf jeden Fall sicher, dass Minima und Maxima vorkommen dass also practisch genommen einzelne Fähigkeiten hier verglichen mit ihrer Entwickelung dort gleich Null gerechnet werden können. Damit aber ist gesagt, dass der eine Mensch den anderen nicht ganz verstehen kann. Nur der, bei dem alle Fähigkeiten reichlich entwickelt wären, könnte Alle verstehen, er selbst aber könnte nur von Seinesgleichen verstanden werden. Hat Einer eine mässige Fähigkeit, so kann er zwar den Anderen, der dieselbe Fähigkeit in hohem Grade hat, nicht vollständig verstehen, aber er kann sich ihm ahnungsweise nähern und sich, wie man sagt, ungefähr einen Begriff vom Anderen machen. Wenn aber Einer z. B. gar keine musikalische Fähigkeit hätte, so müsste er den von Musik Entzückten für wahnsinnig halten. Es ist ersichtlich, dass je mehr ein Mensch vom Anderen verschieden ist, die Möglichkeit des Verstehens um so mehr abnimmt. In einfachen Verhältnissen verstehen Alle einander ziemlich gut. Mit der wachsenden Individualisirung werden wir einander fremd, und je eigenartiger ein Mensch ist, um so räthselhafter wird er sein und bleiben. Daher müssen in jedem hervorragenden Menschen für die Anderen unauflösbare Reste sein. Der Eine wird, je nach seiner Organi-

sation, diese Seite des Helden verstehen, der andere jene, aber keiner alle. Ein Mensch wie Goethe, so einzigartig und so reich, wird von Niemand ganz verstanden werden. Wer ihm zum Theile gleicht, wird ihn zum Theile verstehen, aber für Alle, die ihm nicht ganz gleich sind, werden Theile seines Wesens im Dunkeln bleiben. Diese Alle aber sind schlechtweg Alle. Die theilweise Verstehenden werden wieder einander nicht ganz verstehen. Das sind Schwierigkeiten, die nicht aufzulösen sind, die wir ertragen müssen trotz aller Vermehrung der Einsicht, wir und alle Zukünftigen auch.

---

1. Das Körperliche.

Vorausgeschickt sei eine kleine Zusammenstellung von Angaben verschiedener Personen über Goethes Erscheinung.

Ich habe nur Schilderungen aufgenommen, die etwas Positives enthalten, solche, die nur aus Urtheilen oder Redensarten bestehen, habe ich weggelassen. Man vergleiche Rollett's Einleitung.

v. Schönborn (October 1773): „Er ist ein magerer junger Mann. Er sieht blass aus, hat eine grosse, etwas gebogene Nase, ein längliches Gesichte und mittelmässige schwarze Augen und schwarzes Haar."

Boie (1774): „Goethe ist ein Mann ungefähr von Vossens Figur, aber etwas feiner gebaut, sehr blass, Geist im Gesichte und besonders in dem hellen braunen Auge."

Der Bischof Münter erklärt i. J. 1787, die Stein habe „nicht allein in der Sprache, sondern auch in

ihrer Physiognomie erstaunlich viel von Goethe." Herder habe es auch gefunden. (Goethe-Jahrb. XVIII. p. 113. 1897.)

Schiller (7. 9. 1788): „Er ist von mittlerer Grösse, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm."

David Veit (März 1793): „Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Grösse, und dieser Grösse proportionirt dick breitschultrig... Die Stirn ist ausserordentlich schön, schöner als ich sie je gesehen; die Augenbrauen im Gemählde [Lips] vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zugeschnitten, als dort. In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man so viel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von 44 bis 45 recht eigentlich an... Die Nase ist eine recht eigentliche Habichtnase, nur dass die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert... Der Mund ist sehr schön, klein, und ausserordentlicher Biegungen fähig; nur entstellen ihn, wenn er lächelt, seine gelben, äusserst krummen Zähne... Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen... Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe, die Farbe

der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar ratzenkahl abgeschoren, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf, weiss gepudert."

Falk (Sommer 1794): „Er ist von mittlerem Wuchse, hat ein männlich braunes Antlitz, schwarze funkelnde Augen, einen tieffassenden Blick, einen starken schwarzen Bart und genialische, aber regelmässige Züge."

David Veit (October 1794): „Er ist etwas mager und bleich im Gesicht; die Nase sieht länger aus, und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender."

Jean Paul (17. 6. 1796): „Sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel; es giebt nichts Aehnliches."

Ch. v. Stein an ihren Sohn Friedrich (26. 2. 1796): „er [Goethe] war entsetzlich dick, mit kurzen Armen, die er ganz gestreckt in beide Hosentaschen hielt... er ist recht zur Erde geworden, von der wir genommen sind."

Dieselbe (10. 1798): „Goethe sehe ich selten, und wenn es einmal geschieht, so erschrickt mich seine immer zunehmende Dickheit."

Vulpius (an August Goethe 21. 9. 1808): „Der Vater ist recht wohl aus dem Bade gekommen, schmal und sine Bauch. Er bewegt sich viel leichter."

Graf Baudissin (Mai 1809): „Ich schwöre, dass ich nie einen schöneren Mann von 60 Jahren gesehen

habe. Stirn, Nase und Augen sind wie vom Olympischen Jupiter und letztere ganz unmalbar und unvergleichbar . . . herrliche braune Gesichtsfarbe . . . [Bei Lebhaftigkeit] wurden die beiden schwarzen Sonnen noch einmal so gross . . . Seine ehemalige Corpulenz hat er verloren . . . Man kann keine schönere Hand sehen."

Baron Adolf Merian (Goethe-Jahrbuch XXIII. p. 70. 1902): „Goethe war einfach angezogen, trug Stiefel, runden Hut, seine Orden. Seine Haare sind schwarz mit Grau untermischt. Er hat eine sehr hohe, etwas zurückliegende Stirn, wie Homer und alle grossen Dichter.

Sein Kopf, der eher schmal ist, spitzt sich gegen oben hinten zu. Schwarz, und schön, und immerfort in Bewegung sind seine Augen. Das Angesicht ist länglich und gefurcht, die Nase adlerisch. Seine Gestalt ist ansehnlich, gerade, fast zurücklehnend; sein ganzer Anstand männlich, sehr ernst, beynahe trocken. Er sprach von ganz gewöhnlichen Dingen auf eine ganz gewöhnliche Weise. Das thut er mit Fleiss. So war Goethe im September 1810. M."

Gustav Schwab (1815): „dunkelglühende Augen unter der sparsam weissgelockten Stirn."

Grüner (26. 4. 1820): „Goethe war von hohem Wuchse, von starkem robustem Körperbau, das bräunliche Haar war wenig gebleicht, die Stirne hoch gewölbt, das Auge noch frisch und feurig, die Gesichtsfarbe weiss und geröthet. Die Züge im Gesichte waren

stark, das Kinn etwas hervortretend, der Hals bedeutend fleischig."

Carus (21. 7. 1820): der Arcus senilis in der Hornhaut beider Augen beginnt zwar sich zu bilden, aber ohne dem Feuer des Auges zu schaden.

Frau von Both (24. 8. 1820): „Ich hatte nämlich schon vorher erfahren, dass er nicht mehr ganz scharf höre."

von Weltzien (9. 10. 1820): Beschreibung von Goethes Gesicht, viele Furchen, ausserordentlicher Ausdruck des Ueberwundenhabens, unverkennbare Herzensgüte, ehemalige Leidenschaftlichkeit, die sich in dem unsteten Wechsel seines Blickes offenbart. „Sein grosses helles Auge heftete er während des Gespräches oft auf mich, sowie ich aber aufblickte und seinem Blicke begegnete, wandte er diesen gleich ab und liess ihn unstät herum schweifen."

v. Quandt (Winter 1820): „Goethe bediente sich des scherzhaften Ausdrucks, dass ihm die Natur einen Nickfang gegeben, wodurch die rechte Seite des Stirnbeines etwas eingedrückt war und das rechte Auge tiefer als das linke stand. Aus dieser Anomalie construirte er die Bildung seines Gesichtes und sprach als Physiolog, als Künstler, als Poet, als ein universeller Geist... Um diese Eigenheit in der Schädelbildung zu verbergen, hat Rauch den Kopf der Büste gewendet obwohl diese Bewegung nicht in Goethes Art lag, der jedem angesichts ins Angesicht schaute."

(Der Ausdruck „Nickfang" soll sich darauf beziehen, dass Goethe mit der Zange geboren sei!)

Felix Mendelssohn (11. 1821): „Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich ... Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er wie 10000 Streiter.. Sein Haar ist noch nicht weiss, sein Gang fest und seine Rede sanft."

Höyen (30. 3. 1823): „Seine Augen waren mir besonders merkwürdig: das Weisse darin fing an gelb zu werden, auch hatten die Runzeln des Alters sich stark um die Augenlider gesammelt, aber die Pupille besass noch die schöne braune Farbe unverdunkelt; sie funkelte fast. Die Stimme war etwas leise, aber äusserst weich und leicht fliessend."

Grillparzer (2. 10. 1826) sah, als Goethe unbeachtet im Garten ging „ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibes mit Kopf und Nacken." Goethe habe sich, um die Alterskrümmung zu verbergen, gezwungen emporgerichtet.

G. Parthey (1827): „An die gewölbte, mässig gefurchte Stirn, die durch das zurückgekämmte Haar in ihrer ganzen Höhe erschien, schloss sich eine gebogene, durch das Alter etwas schwer gewordene Nase im richtigsten Verhältnisse an. Die grossen braunen Augen, von einem hellen Altersringe eingefasst, konnten unbeschreiblich sanfte Blicke und dann wieder Feuerfunken werfen. Der ganz zahnlose Mund war das einzige, an dem die 78 Jahre ihr Recht geltend machten; er war beim Sprechen und noch mehr beim Lachen unschön."

Ampère (1827): „Goethe, qui parait agé de 60 ans (il en a 73)... la bouche presque entièrement degarnie de dents."

G. Parthey (25. 8. 1827): „Der sonore Bass seiner Stimme hatte noch mit 78 Jahren eine ungemeine Weichheit und war der feinsten Modulationen fähig."

W. Zahn (9. 1827): „Das bronzefarbige Antlitz".

Eckermann (11. 9. 1828): „Er war rüstig und ganz braun von der Sonne."

Odyniec und Mickiewicz (19. 8. 1829): „Das Haar noch wenig weiss, ist nur über der Stirn etwas grauer. Die Augenbrauen [!] klar lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigenthümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillirte Linie, welche die Iris beider Augen am äusseren Rande rings umfasst."

Bildhauer David (Herbst 1829): „cette figure colossale semble glisser."

Schnitter (1829): „Das schöne Haupt mit der Fülle schneeweisser Haare."

Baron Stackelberg (1829): „Den Charakterausdruck abgerechnet ist Goethes Gesicht nicht mehr schön zu nennen. Die Nase ist sehr stark geworden, denn die Haut hat sich hügelig erhoben, die Augen stehen schräg, denn die äusseren Augenwinkel haben sich gesenkt, die Augensterne sind kleiner geworden, weil sich durch eine staarartige Verbildung ein weisser Rand umher ergossen hat. Er geht mit den Füssen schurrend auf dem Boden, aber dennoch über die

Treppen herunter, ohne sich anzustützen oder den Arm eines Begleiters zu brauchen."

Begegnungen eines Engländers mit Goethe. (Deutsche Rundsch, XXV. p. 187. Aug. 1899): „Vor 27 Jahren beschrieb ich ihn folgendermaassen: Goethe ist ein älterer Mann, seine Würde hat etwas ‚Erdrückendes', ein durchdringendes und unerträgliches Auge: ‚The eye like Jove to threaten or command', eine Adlernase, sehr ausdrucksvolle Lippen, die wenn geschlossen, scheinbar eine Anstrengung machen, sich zu öffnen, als könnten sie nur mit Mühe den verborgenen Schätzen den Ausweg verwehren. Seine Bewegungen sind leicht, seine Art hat etwas ‚Zündendes'. Jetzt gewahrte ich dasselbe Auge, aber wie dünn waren die Brauen, die Wangen gefurcht, die Lippen nicht mehr sich kräuselnd in stolzem Druck. Die vornehme aufrechte Haltung von ehedem hatte einer leichten Neigung des Körpers nach vorne Platz gemacht."

Kozmian (2. 10. 1829): „Er war der schönste Greis, den ich in meinem Leben gesehen ... Die drei Falten, die seine Stirn durchfurchten und sich bis zu den Augen hinzogen, waren der deutlichste Ausdruck des Genius."

v. Müller (21. 5. 1829): „Mit Schmerz bemerkte ich, wie seine Augen immer mehr umgrauen, die Pupillen verknöchern."

Dr. K. W. Müller (1831—32): „seine Stirn war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne alterbezeichnende Furchen." —

Der Nutzen einer solchen Zusammenstellung besteht darin, dass man sieht, was die Aussagen der Leute werth sind. Bei Urtheilen über Geistiges kann man nicht recht nachkommen, und es giebt überall Auswege. Urtheile über Sichtbares aber müssen übereinstimmen oder nicht. Da heisst es denn: sie haben Augen und sehen nicht, denn in nichts stimmen die Urtheile überein. Nach Schönborn hat Goethe schwarze, nach Boie hellbraune Augen. Nach Veit hat er 1793 gelbe äusserst krumme Zähne, nach Parthey ist der Mund 1827 ganz zahnlos, nach dem Leibarzte Dr. Vogel hatten sich die Zähne bis in das höchste Alter in gutem Zustande erhalten. G. Schwab findet 1815 eine „sparsam weissgelockte Stirn", nach Grüner ist 1820 das Haar wenig gebleicht. Nach Graf Baudissin hat er 1809 eine herrlich braune Farbe, nach Grüner ist die Gesichtsfarbe weiss und geröthet, nach W. Zahn ist das Gesicht 1827 bronzefarbig, Eckermann meint im Herbst 1828, die Sonne habe ihn gebräunt, er kann ihn also vorher nicht bronzefarbig gesehen haben. D. Veit sagt, Goethe habe eine recht eigentliche Habichtnase, woraus hervorgeht, dass er entweder nie Goethes Nase, oder nie einen Habichtschnabel gesehen hat. Und das will ein Maler sein! Von den braunen Pupillen Höyens, den verknöchernden Pupillen Müllers und ähnlichem Unsinne will ich gar nicht reden. — Sucht man aus den hier mitgetheilten und anderweiten Aeusserungen das Brauchbare zusammenzustellen, so ergiebt sich, dass wir über Goethes Körper nicht gerade viel wissen. Nur aus Rauchs Biographie erfährt

man, dass Goethe 174 cm lang war. Das Maass muss 1820 genommen sein, Goethe war also 71 Jahre, es mag daher die Länge in den guten Jahren etwas grösser gewesen sein. Rauch giebt auch an, dass die Beine im Verhältnisse zum Rumpfe etwas kurz gewesen seien. Was die Stein über kurze Arme sagt, ist wohl die reine Bosheit. In der Jugend war Goethe mager, nach der italienischen Reise wurde er dicker, im höheren Alter verlor sich das Fett wieder. Schultern und Brust waren breit. Der mächtige, stark gewölbte Thorax und die aufrechte Haltung haben offenbar den imponirenden Eindruck der Figur bewirkt. Das Haar war braun. Auch die Augen waren braun. Die Lidspalten müssen gross gewesen sein; dieser Umstand und der, dass Goethe die Augen oft rasch hin und her bewegte, bald mehr, bald weniger weit öffnete, haben wohl die tiefe Wirkung der Goethischen Augen auf die Menschen hervorgebracht, von der in den überspanntesten Ausdrücken erzählt wird. Möglicherweise sind in der Jugend die Pupillen auffallend gross gewesen. Das hängt zum Theil von der nervösen Erregung ab. Dazu kommt, dass Goethe kurzsichtig war.*) Die Ohren waren gross und, in der Haupt-

*) Ueber die Kurzsichtigkeit hat Herm. Cohn alles Nöthige gesagt. (Goethes Kurzsichtigkeit und seine Lorgnetten. S.-A. a. d. Wochenschrift für Therapie und Hygiene des Auges, IV. 8, 1900.) Vgl. dazu Goethe-Jahrbuch Bd. 23. p. 214. Die da erwähnten Bemerkungen von F. Vierling wollen recht wenig bedeuten. Die Thatsache, dass Goethe im Alter ohne Brille las, beweist doch allein, dass er kurzsichtig war, und zwar natürlich von Jugend an.

sache wenigstens, normal geformt. Das Gehör war gut, nahm im höheren Alter etwas ab. Die Gesichtsfarbe scheint in der Jugend blass, im reifen Alter bräunlich gewesen zu sein. Von der [rechten] Hand Goethes, die Graf Baudissin unvergleichlich schön findet, existirt ein Gipsabguss, der aus dem Jahre 1820 stammen soll. Auf jeden Fall ist es eine Greisenhand,

---

Ausser den von den Autoren schon citirten Stellen kommt noch folgende in Betracht. Goethe sagt (zur Naturwissenschaft im Allgemeinen. Hempelsche Ausgabe XXXIV. S. 125): „Da ich von Jugend auf meine Augen sehr leicht in den Zustand des Schielens versetzen kann," [folgt Bemerkung über Doppelbilder]. Es bestand also Insufficienz der inneren geraden Augenmuskeln, die Begleiterscheinung der Myopie.

Die merkwürdige Abneigung Goethes gegen Brillen ist bekannt. Cohn hat drei Stellen angeführt. Eine 4. citirt das Goethe-Jahrbuch. Ferner sieht man aus folgender Stelle der „Wanderjahre", was für wunderliche Gedanken Goethe manchmal hatte: „Ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, dass diese Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger als er ist: denn sein äusserer Sinn wird dadurch mit seiner innern Urtheilsfähigkeit ausser Gleichgewicht gesetzt . . . So oft ich durch eine Brille sehe, bin ich ein anderer Mensch und gefalle mir selbst nicht; ich sehe mehr als ich sehen sollte; die schärfer gesehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern, und ich lege die Gläser geschwinder wieder weg, wenn meine Neugierde, wie dieses oder jenes in der Ferne beschaffen seyn möchte, befriedigt ist . . . So bin ich z. B. überzeugt, dass die Gewohnheit Annäherungsbrillen zu tragen an dem Dünkel unserer jungen Leute hauptsächlich Schuld hat."

Am 6. Jan. 1825 sagte Goethe zum Canzler, Wilhelm Müller sei „eine unangenehme Personnage, suffisant, überdiess Brillen tragend, was mir das Allerunleidlichste ist."

wie die vielen kleinen Fältchen zeigen, die man an dem Abgusse im Goethe-Museum sehr gut sehen kann. Es ist eine grosse, gestreckte weiche Hand. Die Länge vom Handgelenke bis zum Ende des dritten Fingers beträgt 19 cm, die Mittelhand ist 9 cm breit, die Länge des Mittelfingers ist 11 cm, die des Zeigefingers 10 cm, die des Ringfingers 10,2 cm, die des Daumens 6,2 cm, die des kleinen Fingers 5,3 cm. Ueber dem Handgelenke springt die Sehne des Extensor pollicis sehr stark vor, ein Buckel, der wohl auf eine Verdickung der Sehnenscheide deutet. Die Narbe am Zeigefinger, von der Goethe spricht, ist nicht zu sehen.

Man kann die Hand schön nennen, aber es ist keine aristokratische Hand, dazu sind die Finger zu derb und zu stumpf, die Nägel zu platt.

Will man über die Form des Kopfes und des Gesichtes etwas genaueres wissen, so greift man natürlich nach den Bildern. Es giebt eine Menge von Originalbildern, also kann es gar nicht fehlen. Weit gefehlt! Von der Mehrzahl der Bilder kann man getrost sagen: eins ist immer schlechter als das andere. Die Künstler, die Goethe abgebildet haben, waren gewiss gute Leute, aber zu Porträtisten muss sie der liebe Gott in seinem Zorne gemacht haben. Die schlimmsten Patzereien sind natürlich die Frauenzimmer-Porträts, aber auch die Männer haben sich nicht mit Ruhm bedeckt. O hätte doch Raphael Goethen gemalt, wie er Julius II. gemalt hat! Oder, was mir eigentlich noch lieber wäre, hätte man doch die Photographie früher erfunden! Man sehe sich gewissenhaft





die Goethe-Bilder an, man studire die Werke von Zarncke und von Rollett, und man wage dann zu behaupten, dass nur zwei der Bilder übereinstimmen. Trügen die Bilder keine Unterschrift, so würde man fragen, wie sind denn die vielen verschiedenen Herren hier zusammengekommen? Ich stehe nicht an, zu behaupten, dass wir ganz und gar nicht wüssten, wie Goethe ausgesehen hat, wenn wir auf die Künstler angewiesen wären; höchstens das Bild des Greises ist einigermaassen sicher, Mann und Jüngling aber verschwinden im Künstler-Nebel. Eine gewisse Entschuldigung für die Maler liegt vielleicht darin, dass Goethe wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten verschieden ausgesehen hat, wie es bei entschieden periodischen Menschen der Fall zu sein pflegt.*) Das Geschick ist

*) Goethe selbst war ungemein bescheiden in seinen Ansprüchen an Porträt-Aehnlichkeit. Am 25. 3. 1816 schreibt er an Cotta: „Ein Porträt von mir besitz ich nicht, das beste was ich kenne, besitzen die H. Boisserées in Heidelberg, es ist in Öl erst vor einem Jahre von Lieutenant Raabe gemahlt."

Aus Schröer's Aufsatze über „Goethes Erscheinung" ist gar nichts zu entnehmen. Dagegen hat Ph. Weilbach in „Wie sah Goethe aus?" (Ztschr. f. bild. Kunst XXIV. p. 244. 1889) wenigstens das Rechte erstrebt. Der Vf., der nur Zarncke's Abhandlung zu kennen scheint, hat aus den ihm vertrauenswürdig vorkommenden Goethe-Bildern heraussuchen wollen, was sie gemeinsam haben. Leider ist er dabei nicht glücklich gewesen, denn er hat gefunden: 1. der Hinterkopf sei ziemlich klein [falsch!], der Hals kräftig und schrägliegend" [?!], 2. die Stirne weiche stark zurück [falsch!], 3. das Ohr sei gross und „musikalisch" [?!], 4. die Augen lägen tief]falsch!], 5. die Augenbrauen seien in schönem Bogen gezeichnet]?], 6. die „Adlernase" [falsch!] sei fleischig, 7. die Oberlippe des etwas grossen und sinnlichen [?]

zu preisen, dass es uns wenigstens die mechanische Nachbildung von Goethes Gesicht gegönnt hat. Goethe

---

Mundes sei sehr kurz, 8. das Kinn sei kräftig, und der „knochige" Kinnbacken kräftig ausgebildet [falsch!].

Ueber die Jugendbilder ist meines Erachtens gar kein Urtheil möglich. Am meisten beschäftigt sich Weilbach mit den Bildern von Juel und von May, die ja auch am ehesten in Betracht kommen, und ich gebe ihm darin Recht, dass das gerühmte Bild Mays etwas geleckt sei. Das von Weilbach gerühmte Bild von Darbes ist mir höchst verdächtig, ebenso wie der Stich von Lips; ich bin fest überzeugt, dass Goethe nie so ausgesehen hat. Ebenso wenig verstehe ich, wie man die Bilder von Kügelgen, von Sebbers, die Büste von David loben kann. Das vielgepriesene Bild von Stieler mit dem ganz ungoethischen Munde ist jedenfalls mit Vorsicht anzusehen. Dagegen sehe ich mit Freude, dass auch Weilbach die Zeichnung Jagemanns lobt und sie „eine physiognomische Urkunde" nennt.

Mit Unrecht nennt Weilbach Schadows Büste nicht. Sie und die Büste Rauchs sind die einzigen von wirklichen Künstlern verfertigten Porträts und die, an die man sich in der Hauptsache halten muss. Schadow hat bekanntlich nach der Maske gearbeitet. Rauch hat zwar stilisirt, aber kein Bild Goethes gleicht so sehr der Maske von Gall (Weisser), wie Rauchs Büste, und deshalb verdient die Büste das Vertrauen, das ihr allenthalben entgegengebracht wird. —

Ich schliesse hieran noch eine interessante Aeusserung Schopenhauers, dessen Urtheil besonders werthvoll ist, weil er Goethe gut gekannt hat und weil er zugleich Schopenhauer gewesen ist. Im Jahre 1837 machte Schopenhauer den Frankfurtern Vorschläge „über das Goethische Monument" (die natürlicher- und thörichterweise nicht berücksichtigt worden sind), und dabei sagte er:

„Die Büste darf schlechterdings nicht Goethen, wie er in den letzten Jahren war, im Greisenalter darstellen, wo die Gewalt der Zeit seine schönen Züge verunstaltet hatte und der Verfall sich bis auf die flächer gewordene Stirn erstreckte. [Wie mag Schopen-

schreibt für den 16. 10. 1807 in das Tagebuch: „Dr. Gall kam nach Tische wieder, wo wir über seine Lehre bis gegen Abend sprachen, da ich mich für ihn abgiessen liess." Am 19. und den folgenden Tagen: „Nachmittags bei Weissern wegen der Büste." Goethe sagte dann zu Th. Kräuter: „Glaubt mir, guter Kräuter! es ist keine Kleinigkeit, sich solchen nassen Dreck auf das Gesicht schmieren zu lassen." Am 8. 2. 1816 heisst es im Tagebuche: „Dir. Schadow. Porträt", am 10. 2. „Director Schadow, Gallsche Maske, Kupfermünzen betrachtet." Also Goethe sagt nichts von einer zweiten Abformung. Bedenkt man, dass die erste Abformung ihm unangenehm genug gewesen ist, wie denn in der That das Verfahren peinlich ist (vgl. Joseph Kopfs Aeusserungen darüber), so könnte man wohl daran zweifeln, dass Goethe ganz unnöthiger Weise ausser der vorhandenen Maske eine zweite habe anfertigen lassen. Bemerkenswerth ist, dass er auch später nur von Einer Maske spricht. Am 18. 8. 1820 schreibt er: „Hierauf die Berliner Freunde [Schultz, Tieck, Rauch, Schinkel]. Sie [nämlich die Künstler

---

hauer zu diesen Worten gekommen sein?] Aus seinen besten Jahren, wo das Gesicht bereits den vollen Charakter angenommen hatte, besitzen wir glücklicherweise zwei sehr gute Büsten: die eine von Tieck, die andere von Weisser. Letztere ist nach einem Gypsabdruck von Goethes Gesicht, welchen er 1805 [muss natürlich 1807 heissen] dem Dr. Gall zu Gefallen nehmen liess, gearbeitet, folglich vollkommen ähnlich, aber nicht ideal und mit kurzem Haar. Die erstere ist idealischer gehalten mit wallenden Locken, Jupiterartig . . . Ich wäre für die Weissersche, weil sie Goethes Gesichtszüge genau der Nachwelt überliefern würde."

Tieck und Rauch] fingen an die Büste vorzubereiten, indem sie die vorhandene Maske ausdruckten."*) Das soll offenbar heissen: es wurde ein Ausguss der vorhandenen Form angefertigt. Nun schreibt aber Schadow: „Sein [Goethes] Gesicht wurde auch in diesen Tagen [Anfang Februar 1816] abgeformt." Auf diese Stelle allein scheint der Glaube an die Schadowische Maske gestützt zu sein, soweit wie die Literatur in Frage kommt. Jedoch kommt folgendes dazu. Im Goethe-Museum wird ein Abguss aufbewahrt (vgl. die Tafel), der der erste aus der Form Schadows sein soll. Schadow habe die Form mit nach Berlin genommen, und habe dort den Bronzeguss hergestellt, der jetzt ebenfalls im Goethe-Museum ist, und dem die in Berlin käufliche Schadowische Goethe-Maske entspricht. Ferner bestätigt die Weimarische Tradition die Abformung durch Schadow. Herr Geh. Hofrath Ruland theilte mir mit, der alte Meyer habe dem Grossherzog Carl Alexander davon erzählt. Meyer sei dabei gewesen und habe Goethen gerathen, kein allzuernstes Gesicht zu machen, Goethe aber habe erwidert, wie kann ich denn vergnügt sein, wenn ihr mit dem Klumpen nassen Thon da vor mir sitzt. Hat Meyer so erzählt, und liegt nicht eine Verwechselung mit der Abformung durch Gall vor, so muss man wohl an die Sache glauben. Andernfalls wäre es auch möglich, dass

*) Da kaum daran zu zweifeln ist, dass Rauch die Maske Galls „ausgedruckt" hat, so erklärt es sich, dass Rauchs Büste am besten mit der sogen. Weisserschen Maske übereinstimmt, insbesondere die gleiche Form der Stirn zeigt.

Schadow nur die alte Gallsche Form zur Herstellung einer neuen Form benutzt hätte.

Auf jeden Fall haben wir jetzt zwei Masken vor uns und müssen sehen, wie wir mit ihnen zurecht kommen.

Goethe spricht von der Gallschen Maske. Wo ist sie? Wir erfahren nicht, ob Gall die Form mit sich weggeführt hat, und wo sie geblieben ist. Nur das geht aus den Aufzeichnungen hervor, dass die Büste Weissers auf Grund der Gallschen Maske entstanden ist. Wenn Goethe später sagt: „Weiser hat sie [die Maske] nachher aufgesetzt und die Augen geöffnet“, so kann nicht von einer Büste die Rede sein, sondern es muss das gemeint sein, was jetzt Weissersche Maske genannt wird. Diese ist in der That „aufgesetzt“, d. h. es ist im Unterschiede von anderen Masken soviel Hals angefügt, dass man sie aufstellen kann. Wir haben also jetzt die Gallsche von Weisser bearbeitete Maske vor uns. Man fragt natürlich, inwieweit bearbeitet? Nach der Charakteristik, die Goethe von Weisser giebt,*) könnte man fürchten, dieser habe willkürlich gehandelt. Jedoch muss man bedenken, dass Goethe selbst die Sache überwacht hat, und dass

*) „Tieck liess den unglücklichen Weisser zurück. Dieser besass ein sehr schönes Talent, aber einen in sich gekehrten und unerfreulich oft hervortretenden Widerspruchsgeist. So war er auch unsicher und willkürlich in dem was er that. Er veränderte an einer Büste Stellung, Haare, Kleidung ohne Ursache und Glück, im Thon, im Gyps, ja theilweise im Marmor.“ (An den Grossherzog, am 26. 5. 1816.)

er selbst sagt, Weisser habe Galls Maske nur „aufgesetzt“ und ihr die Augen geöffnet. Glücklicherweise also dürfte nichts Wesentliches verändert sein. Zarncke rügt das dicke Unterkinn, aber warum soll es Goethe im Jahre 1807 nicht gehabt haben? Er rügt ferner, die Augen seien zu weit geöffnet und der Raum zwischen Augenbrauenrand und Lidrand sei zu klein. Das kann richtig sein, ist aber kein grosser Fehler. Uebrigens beträgt der Abstand 1 cm, ist also gar nicht klein und entpricht der Natur, wenn man annimmt, das Auge sei wie beim Erstaunen weit geöffnet. Offenbar hat Weisser den Blick nach oben gerichtet gedacht (nicht wie Schadow nach unten). Weisser hat ferner die Ohren und die Haare hinzugearbeitet, wobei nicht viel zu verderben war. Die Form der Stirn und des Gesichts ist wahrscheinlich in der Hauptsache richtig. Höchstens könnte die Nase in ihrem unteren Theile durch den Gips etwas verändert worden sein.

Die Höhe des Gesichtes (vom unteren Rande des Kinnes bis zur Biegung des Stirnbeines) ist etwa 20 cm, die grösste Breite des Gesichts 13 cm, die der Stirn 12 cm, der Abstand der Augenmitten 6 cm, die Länge der Nase 5,7 cm, die Breite des Mundes 6,5 cm. Es besteht eine starke Skoliose des Gesichtes mit der Concavität nach rechts. Der linke Nasenflügel und der linke Mundwinkel einerseits stehen tiefer, das rechte Auge andererseits:*) Abstand zwischen

---

*) Goethe schreibt an Cotta (22. 10. 1816): „Es ist zwar nicht zu leugnen, dass mein linkes Auge etwas grösser ist als das rechte.“

äusserem Augenwinkel und Mundwinkel links 8 cm, rechts 7,3 cm. Ursache der Skoliose ist offenbar die wesentlich stärkere Entwickelung der linken Hälfte des Vorderkopfes: die Wölbung der linken Stirnhälfte ist stärker als die der rechten. Von den nur mässig starken Stirnhöhlenbuckeln ist der linke grösser. Das Charakteristische der Stirn ist die starke Entwickelung ihres mittleren oberen Theiles und die Breite der Stirn in der Höhe des Schläfenmuskelansatzes. Dagegen ist die untere Stirn schmal (etwa 11 cm), wie schon der geringe Augenabstand zeigt. Die Stirnecken fehlen ganz. Von Hautfurchen der Stirn ist wenig zu sehen, nur rechts über dem inneren Augenwinkel ist ein tiefer Einschnitt. Die Nasenlippenfurchen sind tief, die Winkel des festgeschlossenen Mundes sind gesenkt. Die Oberlippe ist mittellang (2 cm) und hat ein auffallend breites Philtrum. Das Kinn ist ziemlich lang (4 cm), breit und kräftig, ein wenig vorstehend, in der Mitte getheilt. Die linke Hälfte ist stärker als die rechte. Der Unterkieferwinkel scheint wenig ausgesprochen gewesen zu sein. (Beim alten Goethe stört die Fettentwickelung das Urtheil, wenn aber die Bilder von May und von Melchior in dieser Hinsicht richtig sind, so war Goethes Unterkiefer geradezu weiblich weich geformt.) Zu beiden Seiten der Nase sieht man deutliche Pockennarben.

Vergleicht man mit der Gallschen Marke die Schadows, so ergiebt sich Folgendes. Beide Masken stimmen vielfach überein. Breite der Stirn, Abstand

der Augen, Breite und Form des Mundes sind dieselben. Will man die Aehnlichkeit erkennen, so lege man beide Masken neben einander und umhülle jede so mit einem Tuche, dass nur das eigentliche Gesicht sichtbar bleibt. Allerdings findet man kleine Unterschiede im Gesichte. Dieses ist bei Schadow ein wenig magerer, denn das dicke Unterkinn fehlt und die Partie zwischen Nase und Ohr ist etwas flacher. Da Goethe bei Gall 58, bei Schadow 67 Jahre alt ist, ist nichts dagegen zu sagen. Ferner ist bei Schadow die Nase ein wenig länger. Mit dem Lineal gemessen ist sie 6 cm lang (bei Gall 5,7), mit dem Bande von der Stirn und Nase trennenden Querfalte bis zur Oberlippe giebt es bei Schadow 8,4 cm, bei Gall 8. Auch dieser Unterschied ist nicht wichtig und kann wohl durch Technisches erklärt werden. Der Mund steht bei Schadow weniger schief und beide Kinnhälften sind weniger verschieden. Im Allgemeinen aber ist die Skoliose des Gesichts auch bei Schadow sehr deutlich. Nun kommt aber das Schlimme. Die Stirn ist nicht nur bei Schadow weniger fein gegliedert, sondern viel höher als bei Gall. Vergleicht man die beiden Profillinien, so sieht man den Unterschied ohne Weiteres. Ich habe schon in meinem Buche „über Kunst und Künstler“ (S. 280 ff.) über den unerklärlichen Unterschied der beiden Masken gesprochen. Ich hoffte, von besser Unterrichteten aufgeklärt zu werden, aber der Zwiespalt, der mich aufregt, scheint den Anderen gleichgiltig zu sein, denn kein Mensch hat ein Wort darüber gesagt. Zwei echte Masken müssen doch die

Stirn gleich haben, die Stirn kann sich doch nicht verändern, geschweige denn vom 59. bis zum 68. Jahre um mehr als 1 cm erhöhen! Auch jetzt noch stehe ich kopfschüttelnd vor den beiden Masken und weiss mir nicht zu helfen.

Beurtheilt man die Stirn Goethes in Galls Sinne, so findet man am stärksten ausgeprägt das Organ der sagacité comparative (Vermögen, das Aehnliche in den Dingen zu erkennen, Urtheilskraft). Die mächtige Entwickelung dieses Organs war auch Gall selbst am meisten aufgefallen. Sodann ist das Organ des Dichtergeistes stark entwickelt, besonders links. Gross ist auch das Organ des Wohlwollens. Mässig stark sind Mimik, Bausinn, Musiksinn. Gering der Sinn für abstractes Denken und der für Witz. Ganz gering der mathematische Sinn. Dagegen wieder ziemlich stark Farbensinn, Ortsinn, Personen- und Wortgedächtniss.

Nun möchte man gern etwas über den weiteren Kopf wissen, aber über ihn können wir nach der Maske nicht urtheilen. Auf die Büsten darf man gar keine Rücksicht nehmen, denn die Bildhauer haben keine Ahnung von der Bedeutung der Sache, und die behaarten Köpfe sind bei ihnen Phantasiestücke. Die wunderlichen Aeusserungen Merians über Goethes Kopf kann man schwer deuten. Wenn er sagt, der Kopf spitze sich nach oben hinten zu, so meint er vielleicht, die mittleren Theile der Scheitelbeine seien hoch gewölbt gewesen. Von den Bildern kann man nur Jagemanns Zeichnung in Betracht ziehen, die vielleicht das zuverlässigste Bild des alten Goethe ist;

hiernach hat Goethe einen starken Hinterkopf gehabt, aber an der Grenze zwischen Scheitelbein und Hinterhauptbein findet sich eine Einsenkung, und die Wölbung über dem Kleinhirn ist nur mittelstark. Wichtig ist, dass Goethe einen starken Hals gehabt hat und dass besonders hinter den Warzenfortsätzen der Hals mächtig entwickelt gewesen zu sein scheint. Man sieht dies auf vielen Bildern, vielleicht übertrieben bei Kolbe, bei J. v. Egloffstein u. A. Der Hinterkopf ist auch auf Prellers Skizze zu sehen, doch ist wohl auf die flüchtige Linie nicht zu viel zu geben.

Es scheint, dass Goethes Kopf nie gemessen worden ist (Goethe verstattete Schadow nicht, Maasse zu nehmen), wir wissen also nicht einmal den Umfang.*) Vielleicht wird es in Zukunft einmal möglich sein, den Schädel zu untersuchen.

---

*) Nach H. Laube (Neue Reisenovellen II. p. 182. 1837) hat Goethe auf den scherzhaften Vorwurf einer Dame, er trage immer noch den schlechten Hut, erwidert, er habe nach einem neuen gesucht, aber man sei „in Dresden nicht auf grosse Köpfe eingerichtet."

2. Das Geistige.

Vorbemerkung.

Indem ich mich anschicke, schüchtern den Versuch einer Porträt-Zeichnung in dem in der Einleitung dargelegten Sinne zu machen, muss ich noch ein paar Worte vorausschicken. Die erste Forderung ist natürlich ein Verzeichniss der zu erwähnenden Eigenschaften. Aber es giebt keins, das anerkannt wäre. Mir selbst eins zu machen, dazu bin ich bisher nicht im Stande gewesen. Nun weiss ich weiter keinen Ausweg als Galls Schema zu Grunde zu legen. Ich habe es gethan, aber mir dabei einige Freiheiten erlaubt. Erstens habe ich einige Triebe hinzugefügt, deren elementare Natur mir unzweifelhaft ist, nemlich den Lebenstrieb, den Nahrungstrieb, den Heerdensinn und den Ordnungsinn. Sodann habe ich einige Spaltungen Galls weggelassen und ein paar Mal die Bezeichnungen etwas abgeändert. Nun ist es natürlich möglich, dass ein Theil der als Elemente betrachteten Eigenschaften nicht elementar sei. Aber was schadet das? Sollten

die Chemiker ein Element als Zusammensetzung erkennen, so bleibt doch die Chemie bestehen. Das hier angestellte Experiment ist meines Wissens das erste seiner Art. Sollte es sich zeigen, dass nach Ausfüllung des Schema alles Erwähnenswerthe erwähnt ist, so dürfte wenigstens die practische Brauchbarkeit des Schema dargethan sein.

Lebenstrieb.*) Goethe lebte, als sollte er ewig leben, er „bejahte das Leben“ auf das allernachdrücklichste. Er erkannte sozusagen den Tod nicht an, und obwohl er sich früher zu den Ansichten des Lucrez bekannt hatte, machte er sich, als das Leben zu Ende ging, eine eigene Unsterblichkeitlehre zurecht. Als ich zum ersten Male das Goethehaus sah, erschrak ich geradezu über Goethes Sammeln bis zum Lebensende ohne jede Entmuthigung, und damals erschien mir Goethes Lebensmuth als eine seiner merkwürdigsten Eigenschaften. Denselben Eindruck hat man beim Lesen der Briefe, besonders bei dem Briefwechsel mit Zelter. Um so merkwürdiger sind die Anwandlungen von Taedium vitae in der Jugend. Rückblickend kann man sagen, dass bei der Macht des Lebenstriebes in Goethe auch damals keine ernstliche Gefahr bestanden habe.

Nahrungstrieb. Goethe war Zeit seines Lebens ein starker Esser, eine Sache, die gar nicht so gleichgiltig ist, wie Manche denken. Er freute sich auch,

---

*) (Ihn hat Vimont als Grundkraft bezeichnet und zuerst im untersten Theile des Schläfenlappens localisirt.)

wenn es etwas Gutes gab, aber er war nie ein Feinschmecker, und er hat zeitweise so dürftig gelebt (vgl. die Berichte über sein Essen in Jena), dass es einen rührt.

Goethe war auch ein starker Weintrinker. Trotz der mehrfach von ihm ausgesprochenen Erkenntniss, dass der Wein ihm schade, kehrte er doch immer wieder zu dem verführerischen Getränke zurück, und nach der italienischen Reise machte er sich auch keine Scrupel mehr. Er versetzte sich zuweilen absichtlich in leichte Betrunkenheit (vgl. z. B. den Bericht Rehbeins über den „Spitz" am 27. August 1818). Wahrscheinlich ist Goethes Nierenleiden eine Folge des Trinkens; wahrscheinlich auch ist an der Sterblichkeit seiner Kinder und an der Mangelhaftigkeit des überlebenden Sohnes Goethes Weintrinken nicht ohne Schuld.

Andere Genussmittel wies er zurück. Er hat zwar zeitweise Kaffee und Thee getrunken, aber er liebte diese Getränke nicht, und er sagt ihnen, wie es Alkoholtrinker gern thun, allerhand Böses nach. Den Tabak verabscheute er.

Geschlechtstrieb. Nachgewiesen ist geschlechtlicher Verkehr in Leipzig, in Rom und mit Christiane. Das Andere weiss man nicht. Es liegt jedoch kein Grund vor, anzunehmen, Goethes Geschlechtstrieb im engeren Sinne des Wortes sei besonders stark gewesen, etwa so, wie er es beim Herzog war. Vielmehr scheint es mir, wenn ich alles zusammenfasse, dass Goethe im Geschlechtsverkehre immer mässig gewesen

sei, dass gehässige Andeutungen, wie die Herders, zurückzuweisen seien.*)

Dagegen war offenbar der Geschlechtstrieb bei Goethe in dem Sinne ausserordentlich stark, dass er nicht ohne Weiber leben konnte. Wir finden da alle Grade von ruhiger Freundschaft bis zu leidenschaftlicher Verliebtheit. Wenn jedoch von Freundschaft geredet wird, so hat man immer etwas erotisches Gewürz hinzuzudenken, denn sobald wie das Weib keinen Reiz mehr ausübte, zog sich Goethe zurück, oder er änderte doch seine Art, wenn seine Güte oder seine Dankbarkeit oder andere Rücksichten ihn zur Fortsetzung des Verkehres veranlassten. Aeltere Damen fanden ihn manchmal langweilig, und er sagte selbst, dass er sich mit ihnen gar nicht gern befasse. Die eigentlichen Liebschaften traten, wie es früher erörtert worden ist, periodisch auf, aber kleinere Neigungen fehlten fast nie ganz, und auch erloschenen Leidenschaften folgte noch eine Zeit der Zärtlichkeit. Der Drang, seine Neigung herzlich zu äussern, scheint bei Goethe unerschöpflich zu sein. Am merkwürdigsten sind die Briefe an die Stein. Er überschüttet sozusagen seinen Gegenstand mit Blumen, bis die Leute glauben, er sei wirklich ein Rosenhügel. In den meisten Fällen hatte Goethe von seiner Liebe nichts; welcher Instinct trieb ihn also dazu? Er brauchte zu-

*) Vielleicht ist als eine Art von Ventil der Sinnlichkeit die recht auffallende Vorliebe für derbe, ja zuweilen etwas unfläthige Ausdrücke anzusehen. Sie ist zwar nur zeitweise vorhanden, kommt aber doch immer wieder.

nächst einen Spiegel. Am 8. November 1777 schreibt er an die Stein, er habe wunderliche Gedanken gehabt, „unter anderem ob ich Sie auch wirklich liebe oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines so reinen Glases freut, darin sichs so gut sich bespiegeln lässt.“ Der Verkehr machte ihn productiv, aber der männliche Verkehr konnte nicht soviel leisten wie der weibliche, weil zur dichterischen Productivität eine leichte erotische Erregung nöthig ist. Das Weib gab ihm nichts, aber er konnte mehr geben, wenn er das Weib vor sich hatte. Die Verliebtheit des Dichters ist also ein Kunstgriff der Natur; er ahnt zuweilen den Zusammenhang, giebt sich aber doch meist unwillkürlich dem Triebe hin. Die Weiber machen sich um die Poesie verdient, nicht wenn sie dichten (Goethe hasse die dichtenden Frauen, sagte Caroline v. Egloffstein), sondern wenn sie den Dichter lieben. Die kleine Becker wollte Goethen gern besitzen, er fühlte sich „leidenschaftlich hingezogen“, beherrschte sich aber und liess sich nichts merken. Trotzdem verdanken wir der Verliebtheit der Kleinen die schöne Elegie „Euphrosyne“. Man hat von Goethes Treulosigkeit gesprochen. Er war treu, soweit wie ein redlicher Mann in seinen Verhältnissen es sein konnte. Man könnte höchstens sagen, er hätte sich nicht so leicht hingeben sollen. Aber dann wäre er eben nicht Goethe gewesen und hätte nicht das leisten können, was er geleistet hat. Ist es nicht besser, dass um der Thränen willen, die ein paar Frauenzimmerchen vergossen haben, Hunderttausende erfreut worden sind? Ueberhaupt giebt

es eigentlich nur einen Fall, wo man Goethe tadeln kann, dass er nicht rechtzeitig Einhalt gethan habe, nemlich in Sesenheim. Aber dass er das gute Mädchen gleich hätte heirathen sollen, das kann doch kein vernünftiger Mensch verlangen. Im übrigen hat er gethan, was er thun konnte, denn die Leidenschaft unverändert zu erhalten, stand nicht in seiner Macht.

Sein starkes geistiges Geschlechtsbedürfniss führte Goethe dahin, sich das Ideal als weiblich vorzustellen und als Dichter das Weib zu verherrlichen. Man kann aber nicht sagen, dass der Geschlechtstrieb ihn blind gemacht habe. Denn mochte er auch dieses oder jenes Weib überschätzen, wie es ihm mit der Stein ging, so behielt er doch immer ein kühles Urtheil über das Geschlecht im Ganzen und wusste das wirkliche Weib sehr wohl von dem idealen Weibe zu unterscheiden.

Wie im Körperlichen, so ist auch im Geistigen der Mann nicht absolut Mann, vielmehr giebt es Grade der Männlichkeit, und die Männlichkeit nimmt in dem Maasse ab, wie ein Mann weibliche Züge zeigt. Es ist nicht zu verkennen, dass bei Goethe solche Züge vorhanden sind: seine grosse Kinderliebe, seine grosse Neigung zu Gesprächen, sein instinctives Verständniss für weibliche Art, seine Friedfertigkeit, das „Conciliante“ seiner Natur, seine Abneigung gegen Politik und vielleicht noch manches Andere. Man denke auch an die weichen Formen des Unterkiefers.*)

*) Vgl. meinen Aufsatz „Goethe und die Geschlechter“, das 6. Heft der Beiträge zu Lehre von den Geschlechtsunterschieden (1903).

Die **Kinderliebe** war bei Goethe sehr gross. Von der Jugend bis zum höchsten Alter zeigte er sich als Kinderfreund; er sucht die Kinder auf, widmet sich ihnen, erträgt sie mit grosser Geduld. Als Kind arbeitet er für den kleinen Bruder, in Wetzlar ist er der Freund der Buffischen Knaben, wie ein Vater sorgt er für Fritz Stein, innige Zärtlichkeit widmet er dem eigenen Kinde („grüsse das gute Kind" ist eine stehende Formel) und später den Enkeln.*)

Es befremdet, so wenig von Thierliebe zu hören. Indessen fehlte wohl die Anregung. Auf jeden Fall war Goethen jede Härte gegen die Thiere fremd. Im Anfange betheiligte er sich zuweilen an den Jagden des Herzogs, aber bald wollte er nichts davon wissen. Dass er wirklich Abneigung gegen die Hunde gehabt habe, glaube ich nicht. Der Herzog kränkte mit seinen Hunden die von Goethe im Stillen geliebte Herzogin, daher kam wohl der Aerger. Stocks Windspiel in Leipzig war sein Liebling. Von dem Pudel bei der Campagne 1792 erzählt er freundlich. In seinen Novellen spielen mehrmals Hunde eine Rolle. Mit lebhaftem Interesse lässt er sich von Eckermann über das Treiben der Vögel berichten, und als dieser die Fürsorge der Grasmücken für ein verlassenes Vögelchen schilderte, hat er das schöne Wort gesprochen: „Närrischer Mensch! wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern."

---

*) Genaueres in Karl Muthesius, Goethe ein Kinderfreund. Berlin 1903.

Freundschaft, Attachement. Dass es einen ursprünglichen Trieb zur Freundschaft im eigentlichen Sinne gebe, das kann ich nicht recht glauben, aber der Grad des Bedürfnisses nach Attachement, das Verlangen nach dem Zusammensein und der Intimität mit anderen Menschen ist in der That ein Charakterzug, der dem einen Menschen zukommt, dem anderen nicht. In gewissem Grade haben alle jungen Menschen dieses Freundschaftbedürfniss, aber so stark wie Goethe doch nicht oft. Bei allem, was er thut, denkt er an einen intimen Kreis, für „die Freunde“ allein arbeitet und dichtet er, denn das Publicum ist „eine Heerd Schwein“. „Liebt mich“ ist eine Schlussformel der Jugendbriefe. Auch später war Goethe einer der geselligsten Menschen. Immer findet er Zeit zu geselligem Beisammensein, zu Gesprächen und Briefen. Manchmal möchte man seine Freude an der Geselligkeit geradezu als weiblichen Zug bezeichnen. Im Alter spricht er oft von seiner Einsamkeit, und sieht man dann im Tagebuch nach, so sind eine Menge Menschen dagewesen. Er spricht stundenlang ohne jede Ermüdung, ja ganze Nachmittage kann er verplaudern.

Vor allem suchte er im Gespräche Belehrung, und mündliche Förderung war ihm lieber als Bücherbelehrung. „Seht liebe Kinder, sagte er am 6. März 1818 zu v. Müller und Julie von Egloffstein, was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Leuten umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte? Nichts aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideentausch, durch

heitere Geselligkeit müsst ihr lernen.“ Diese Vorliebe für die viva vox hängt doch sichtlich mit dem Triebe zur Geselligkeit zusammen. Offenbar regt gesellige Menschen das Gesprochene und noch mehr das Wechselgespräch viel mehr an als das Lesen, fördert ihre eigene Thätigkeit mehr. Förderung aber ist das, was Goethe überall verlangt. Der Gegenwärtige gewährte sie ihm in der Regel, der Abwesende nur manchmal. Damit mag zusammenhängen, dass es bei Goethe manchmal zu heissen scheint: aus den Augen, aus dem Sinn. Ist der lebendige Zusammenhang gestört, so nimmt das Interesse rasch ab, das Gegenwärtige hat immer Recht.

An die Freunde darf man wohl die Verwandten anschliessen. Da ist Eins, das ich nicht verstehe, das Verhältniss zur Mutter nemlich. Er wird sie lieb gehabt haben, gewiss, aber er hat es ihr doch recht wenig gezeigt. Als Student schreibt er gar nicht an sie, von Weimar aus recht selten. Für sie ist er der Hätschelhans, aber seine Briefe sind ernst und gemessen, durchaus nicht zärtlich. Auch sein Verhalten gegen die Schwester nach ihrer Verheirathung hat etwas Räthselhaftes.

Der **Heerdensinn** ist ein sehr wichtiges Organ der Seele. Durch ihn folgt der Einzelne dem grossen Haufen, unterwirft er sich der Autorität, dem Herkommen und der Mode, durch ihn entsteht die Politik, entstehen Parteien, Genossenschaften, Vereine u. s. w. Wer ihn nicht hat, ist Individualist, Eigenbrätler, geht seine eigenen Wege und ist im Grunde immer allein.

Goethe hatte offenbar sehr wenig Heerdensinn. Er war durch und durch Individualist und interessirte sich auch nur für das Individuum. Wie andere seiner Art hatte er wenig Respect vor Geschichte und Politik, vor Zeitgeist und öffentlicher Meinung, und vieles, das der Menge werth ist, war ihm „ein verworrener Quark". Ein Mann seiner Art kann sein Vaterland lieben, aber ein Hurrah-Patriot kann er nicht sein, und er kann auch nicht im patriotischen Interesse das Erste und Wichtigste sehen. Fasst man den Mangel an Heerdensinn richtig auf, so versteht man Vieles in Goethes Natur. Ob seine Eigenart zu loben oder zu tadeln sei, darauf kommt es nicht an, sondern darauf, einzusehen, dass sie organisch bewirkt war. Schliesslich wird Der, der ähnlich organisirt ist, Goethen verstehen und ihm gleich fühlen, die „Normalen" aber werden immer unzufrieden sein.

Natürlich wäre es ein grobes Missverständniss, wollte man in viel Attachement und wenig Heerdensinn einen Widerspruch sehen. Gerade die Beschränkung auf intime Kreise stimmt mit der Abneigung gegen Anschluss an die Menge zusammen.

Muth. Ueber den Muth eines Menschen ist schwer zu urtheilen. Muth im Sinne von Raufsinn hat Goethe sehr wenig; sieht man von einigen Muthwilligkeiten der Jugend ab, so erscheint er durchaus als ein Mann des Friedens, als eine irenische, oder, wie er sich ausdrückt, conciliante Natur. Wenigstens gilt das von seiner Stellung im Leben. In der Literatur verurtheilte er zwar theoretisch die Polemik, doch

konnte er sich selbst, wie die Xenien und die Kritik Newtons zeigen, in negativer Kritik auszeichnen.

Neben dem angreifenden Muthe, der die Gefahr aufsucht, steht der erduldende, wenn man will die Tapferkeit, d. h. das Bestehen der Gefahr. Goethe hat wiederholt Gelegenheit gehabt, sich als tapfer zu zeigen, z. B. im Seesturm, im Kugelregen. Er konnte sich im Kugelregen ruhig beobachten, und seine Schilderung ist, soviel wie ich weiss, die einzige dieser merkwürdigen Empfindungen.

Der sogenannte moralische Muth hat mit dem echten Muthe keine nähere Beziehung; er gehört theils zum Stolze, theils zum Individualismus.

Thätigkeit. Was Gall Zerstörungstrieb (Würgesinn, Instinct carnassier) nannte, haben die Späteren als Trieb zur Thätigkeit bezeichnet. Auf jeden Fall ist die Art, wie er handelt, für den Menschen charakteristisch. Zweierlei ist hier zu besprechen: der Thatendrang und die Heftigkeit Goethes. Seine unsägliche Thätigkeit, seine Unermüdlichkeit, der gänzliche Mangel an Faulheit, die Unfähigkeit zum dolce far niente, darüber erstaunt der Beobachter Goethes immer von neuem. Von der Kindheit bis zum Tode ist er eigentlich nie müssig gewesen, ja mit jedem Jahre scheint der Eifer zu wachsen; je kostbarer die Zeit wird, um so mehr nutzt er sie aus. Man könnte glauben, diese Fülle der Thätigkeit sei dasselbe wie der starke Lebenstrieb. Es ist aber nicht so. Manche Menschen entwickeln eine ausserordentliche Thatkraft, aber der Lebenstrieb ist nicht stark. So war z. B. Byron. Solche, die

lebenshungrig, aber faul sind, kommen natürlich noch viel häufiger vor. Goethe selbst schildert sich sehr gut. So schreibt er am 3. Dec. 1781 an Knebel: „Das Bedürfniss meiner Natur zwingt mich zu einer vermanichfaltigten Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam seyn müssen um nur zu leben."

Die Heftigkeit scheint zwar mit der Arbeitsamkeit nicht direct zusammenzuhängen, sie ist aber auch ein Modus des Handelns, und ich bespreche sie hier, weil ich sie sonst nicht unterzubringen weiss. Eins der ersten Bekenntnisse Goethes lautet: „Einer meiner Haupt Mängel ist, dass ich etwas heftig bin." Die Leidenschaftlichkeit Goethes ist so vielfach bezeugt, dass ich hier von Weiterem absehen kann. Es gelang ihm bekanntlich in der Regel, sich zu beherrschen, aber auch im Alter brach die Heftigkeit noch manchmal durch. Man muss darunter nicht bloss Aerger und Zorn verstehen, sondern das Ueberwältigtwerden durch Eindrücke, das leidenschaftliche Ergriffensein, mag es sich um Abscheu, Rührung oder Freude handeln.

Nahe verwandt mit der Heftigkeit ist die Maasslosigkeit, die Neigung zum Superlativ. Goethe wendet z. B. auch den Superlativ an, wenn er von seiner Maasslosigkeit spricht: „Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten." Er liess sich freilich nicht gehen, sondern arbeitete unermüdlich an sich selbst, ja er schoss wohl in seinem Streben nach Gemessenheit oft über das Ziel hin-

aus. Später zeigt sich die Neigung zum Superlativ in harmloser Weise bei einzelnen Uebertreibungen, die den Leser verblüffen. So sagt er von Linné, er habe nach Shakespeare und Spinoza die grösste Wirkung auf ihn gehabt, was wir, trotz des imponirenden Eindrucks von Linnés botanischer Philosophie, nicht zu glauben brauchen. So sagt er einmal, Lili allein habe er wirklich geliebt. So nennt er seinen Hausarzt Vogel einen der genialsten Menschen, die ihm vorgekommen seien.

List und Schlauheit. List und Schlauheit können bei Goethe nicht gerade gross gewesen sein, aber er ermangelte doch nicht ganz der diplomatischen Talente. Interessant ist, wie er im Briefwechsel sich Jedem anders darstellt. Auch wäre es ihm nicht gelungen, die Menschen so zu führen und gesellschaftliche Schwierigkeiten so zu überwinden, wie er es gethan hat, wenn er es nicht verstanden hätte, mit verhaltener Klugheit zu Werke zu gehen. Doch war er im Ganzen der Lüge durchaus abgeneigt und in jüngeren Jahren bis zur Naivetät zutraulich.

Erwerbsinn. Der Erwerbsinn war recht gering. Er selbst hat stolz auf seine Uneigennützigkeit hingewiesen, und Alle haben ihm Recht gegeben. „Einen Parvenü wie mich konnte bloss die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis

1815 gedient" (Gespr. 31. 3. 1823). Am 19. 9. 1816 schreibt er an seinen Sohn: „Ich habe in meinem Leben viel, vielleicht mehr als billig, für andre gethan, und mich und die Meinigen dabey vergessen." Es ist richtig, dass seine Verhältnisse ihn nicht nöthigten, den Sinn auf das Erwerben zu richten. Aber das macht es nicht. Unzählige haben es auch nicht nöthig und thun es doch. Sagt man, Goethe habe Besseres zu thun gehabt, so ist das richtig, aber Einer mit viel Erwerbsinn hätte eben doch Zeit gefunden, für sich zu sorgen, ut exempla docent. Dass er sich im späteren Leben gegen Uebervortheilung durch die Buchhändler wehrte, ist kein Zeichen von Erwerbsinn. Er wusste, was seine Sachen werth waren, und er brauchte das Geld recht nöthig.

Gering war ferner bei Goethe die **Eitelkeit**, d. h. die Werthschätzung des Lobes. So sehr er wünschte, seinen Freunden zu gefallen und auf das Ganze zu wirken, so wenig kümmerte er sich um das Publicum.

Am 30. 1. 1812 schreibt er an Rochlitz über die langsame Wirkung seiner Werke seit zwanzig Jahren. „Eine solche Langmuth ist nur dem zuzumuthen, der sich bey Zeiten den dédain du succès angewöhnt, welchen die Frau von Stael in mir gefunden haben will. Wenn sie den augenblicklichen leidenschaftlichen Succès meint, so hat sie recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig; vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bey allen meinen Arbeiten."

Bezeichnend ist auch, wie die Ernennung zum Ge-

heimen Rath auf ihn wirkt: „Der Wirbel der irdischen Dinge auch allerley anstossende Persönliche Gefühle griffen mich an.“ Später schätzte er die Ehrenbezeugungen, wie Adel, Titel, Orden, aber nach ihrem Werthe, d. h. als Dinge, die einem manchen Vortheil im Leben gewähren und einem über manches weghelfen.

Dagegen war Goethes **Stolz** sehr gross, d. h. er hatte von vornherein ein deutliches Bewusstsein seines Werthes. Die Mutter erzählt von dem siebenjährigen Knaben, er habe den Beistand der Sterne verlangt und auf die Bemerkung, andere Leute müssten auch ohne die Sterne fertig werden, erwidert: „Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden.“ An die Stein schreibt er einmal, wenn man ihm eine Krone aufgesetzt hätte, wäre er gar nicht verwundert gewesen. Auch sonst spricht er oft ganz unbefangen und ohne jeden Hochmuth aus, er wisse, wer er sei. Mit diesem schönen Stolze verträgt sich sehr wohl die Bescheidenheit, die jedes Besserwissen oder Besserkönnen in diesem und jenem Fache freudig anerkennt, und die Nachsicht, mit der er sich von manchen Menschen, z. B. von Herdern, sehr viel gefallen liess.

Stolz führt leicht zu Herrschsucht, und von dieser war wohl auch Goethe, wenigstens in den späteren Jahren, nicht ganz frei. Schon 1764, in jenem Briefe an Ysenburg v. Buri, nennt er als zweiten Fehler: „Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt.“ Im Alter nannten ihn die weniger Wohlwollenden zuweilen den Tyrannen von Weimar. Es wird nicht so schlimm gewesen sein, aber eine strenge Herrschaft

übte er thatsächlich nicht nur im Theater, wo es wohl nöthig war, sondern auch sonst aus, wie zum Beispiele die Damen der sogenannten Mittwochabende klagend betheuerten.

Zum Herrschen gehört ein fester Wille, und den hatte Goethe. Er beherrschte nicht nur andere, sondern auch sich selbst, und er hatte überdem einen langen Willen, also das, was man **Hartnäckigkeit** nennt. Goethe spricht in wunderlicher Weise von „dem Absoluten seines Charakters", es sei ihm in allen Lagen seines Lebens sehr zu statten gekommen; „ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer fest halten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts und links, was da wollte" (Gespräch am 31. März 1823). Sieht man die vielen unvollendeten Stücke, die unausgeführten Pläne in seinen Werken an, so könnte man denken, Goethe sei unstät und schwankend gewesen. Aber es handelt sich da um dichterische Aufgaben, und er wusste, dass er dabei mit dem bewussten Willen nichts ausrichten konnte. Alles andere führte er streng durch, und seine Farbenlehre z. B. ist ein Beweis bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit.

Bedachtsamkeit, Vorsicht, Sorglichkeit hatte Goethe ziemlich viel. Rasche Entschliessungen waren ihm zuwider; es sollte alles erst reiflich bedacht werden, und zuweilen konnte man ihn Cunctator nennen.*)

---

*) Sie werden es sehen, wenn Sie, bey unserer Bekannt-

Eins konnte Goethe: er konnte schweigen, in geradezu unheimlicher Weise schweigen. Von all dem Jammer seines Hauses z. B. schweigt er in Tagebüchern und Briefen. Kaum dass da oder dort eine kleine Andeutung zum Vorscheine kommt. Er sagt nichts Falsches, er geht stumm über das Schlimme weg und lobt, wo er irgend loben kann. Nie klagt er über seinen Sohn, über die Wirrnisse in dessen Ehe; nur ein paarmal glaubt man im Tagebuche ein Stöhnen zu hören (z. B. unter 2. 4. 1827: „ich schloss mich ein"). Er weiss alles und schweigt. So mag er in vielen Beziehungen gehandelt haben.

Im Anschlusse hieran kann man wohl die hypochondrische Neigung Goethes erwähnen. Nicht dass er sich Krankheiten eingebildet hätte, aber er beschäftigte sich doch recht viel mit seiner Gesundheit, nahm alle Störungen wichtig und curirte gern.

Religion oder Sinn für Verehrung. In dem hier gemeinten Sinne war Goethe durchaus ein religiöser Mensch. Er selbst hat sehr gut zum Canzler gesagt (am 28. März 1819): „Zuversicht und Ergebung sind die ersten Grundlagen jeder besseren Religion, und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist." Die Verehrung des Unerforschlichen und die feste Zuversicht auf eine geistige Leitung der Dinge haben

---

schaft, eine Art Dunckelheit und Zaudern bey mir entdecken werden." (An Schiller, 27. 8. 1794).

ihn nie verlassen. Wie hoch er von der Ehrfurcht dachte, das sieht man aus seinen Wanderjahren. Dass er sich keiner positiven Religion angeschlossen hat, ist richtig, er konnte es einfach nicht, weil er ein klarer Kopf war. Aber gerade dann, wenn die Urtheilskraft die überkommenen Formen zerstört hat, zeigt es sich, ob ein Mensch Trieb zur Religion hat, und nur Der, der das von den Thörichten im Lande viel verspottete Organ der Religion hat, wird in der Verneinung doch seinen Geist fromm zum Unerforschlichen richten, wie es Goethe gethan hat.

Ein Nebentrieb ist die Neigung zum Wunderbaren, Geheimnissvollen. Auch sie war bei Goethe in beträchtlichem Maasse entwickelt, und zwar in verschiedenem Sinne. Das Räthselhafte zog ihn an, und es scheint, dass er sich manchmal mit Gewalt davon zurückgehalten habe, in das lockende Dunkel einzutreten. Wahrscheinlich hat er auch Eigenschaften gehabt, die man gewöhnlich als mediumistische bezeichnet: Ahnungen, Fernwirkungen und anderes birgt dies Gebiet. An etwas „Uebernatürliches“ (alberner Ausdruck!) wird er nicht geglaubt haben, er wusste aber, dass es Zusammenhänge giebt, von denen wir nicht viel wissen, und er war weit entfernt von der Plattheit der dünkelhaften Gesellen, die alles verstehen.

Sodann hatte Goethe eine eigenthümliche Neigung zum Geheimniss-Machen, zu räthselhaften Ausdrücken und Wendungen, zu Verhüllungen, Verkleidungen, Mystificationen, eine Neigung, die sein Leben lang anhielt und offenbar in seiner Organisation begründet war.

Das Geistige.

Güte. Dass Goethes Güte gross gewesen, darüber ist bei Verständigen nur Eine Stimme. Er war neidlos, hilfreich und gut. Die kleinen Leute liebten ihn. Man hat ihn einen Egoisten gescholten, weil er dafür gesorgt hat, dass er sein Werk vollenden konnte. Als ob es besser gewesen wäre, wenn er den Heiligen gespielt hätte, der er doch nicht sein konnte. Wenn alle Leute solche Egoisten wären wie Goethe, dann sähe die Welt erfreulicher aus!

Hass und Feindschaft waren Goethe eigentlich fremd. Er konnte zürnen, scharf verurtheilen, und seine Abneigung gegen die als schlecht Erkannten war dauerhaft. Aber auch dabei hatte er nur sachliche Motive, nie persönliche.

Etwas Merkwürdiges, schwer Fassbares ist die Eigenschaft, die wir Liebenswürdigkeit nennen. Sie muss Goethe in sehr hohem Grade besessen haben, denn er konnte die Männer ebenso wie die Weiber bezaubern. Man kann vielleicht sagen, dass Der als liebenswürdig erscheint, der den Anschein von Herzensgüte mit Grazie und Lebhaftigkeit verbindet, und Der am meisten, bei dem wirkliche Herzensgüte zu Grunde liegt.

Witz. Goethe war gern heiter, liebte Spässe, Neckereien, aber Witz im eigentlichen Sinne des Wortes hatte er wenig. Seine Scherze kommen einem etwas frostig vor, und ich kann mich keiner Stelle erinnern, die mich zum Lachen gebracht hätte. Auch scheint er wenig Sinn für das Witzige gehabt zu haben. Am 6. Juni 1824 sagte er gar zu dem Canzler, die Humoristen hätten kein Gewissen.

Auch der **Sinn für abstractes Denken** war bei Goethe nicht gross. Er flüchtete sich immer zum Anschaulichen, und wenn er einmal auf abstracte Erörterungen einging, so war er dabei nicht gerade glücklich. Dass er desshalb kein Talent zum Philosophen gehabt habe, ist nicht richtig; er war vielmehr ein besserer Philosoph als Viele, die so heissen. Immerhin ist hier eine Schranke seines Wesens gegeben.

Urtheilskraft. Da man doch einen Namen haben muss, wähle ich den der Urtheilskraft für die eigentlichen intellectuellen Fähigkeiten, und ich lasse es dahingestellt sein, inwieweit Unterabtheilungen berechtigt sein möchten. Urtheilen heisst verbinden und trennen nach Aehnlichkeit auf Grund von Beobachtungen. Wie schon bei Besprechung der Stirn gesagt wurde, ist die Grösse der Urtheilskraft Goethes grösster Vorzug. Zusammen mit dem ausserordentlichen Thätigkeittriebe ist sie das eigentliche Merkmal des practischen und wissenschaftlichen Goethe, und diese Eigenart zusammen mit dem Dichtergeiste macht den Dichter Goethe.

Das Beobachten von Natur und Menschen war von Anfang an Goethes Freude. Dass er später seine Neigung bestimmten Naturgegenständen (Steinen, Knochen, Pflanzen, Farben) zuwandte, das hing wohl von den äusseren Umständen ab. Hätte er nicht treu und sorgfältig das menschliche Wesen beobachtet, so hätte er nicht die Fülle naturwahrer Gestalten vor uns hinstellen können, die uns in seinen Werken erfreuen. Bemerkenswerth ist auch sein Interesse für

Physiognomik und die freundliche Theilnahme, die er Gall entgegenbrachte. War nun Goethe das, was man einen Menschenkenner nennt? Man wird die Frage mit Recht bejahen, und doch ist dabei einiges, das man schwer versteht. Oft scheint Goethe Personen zu überschätzen. Die Art und Weise z. B., wie er den Kunst-Meyer herausstreicht, erweckt gerechtes Befremden. Doch blieb er sich da wenigstens gleich. In seinem Verhältnisse zu Lavater aber wird maasslose Ueberschätzung von ungerechter Missachtung abgelöst. Als er den Herzog in die Schweiz führt, ist Lavater der Glanzpunct der Reise, und einige Jahre später ist aus dem herrlichsten Menschen ein Betrüger geworden. Ich gestehe, dass hier mein Verständniss aufhört. Begreiflicher sind Fehlgriffe dem anderen Geschlechte gegenüber. Wenn Goethe die Stein so lange unrichtig beurtheilte, so wollte er im Grunde den Schein und stellte unwillkürlich sein Phantasiebild an die Stelle der klugen Coquette.

Goethes **Ortsinn** war, soweit wie man es beurtheilen kann, gut entwickelt.

Dass es einen besonderen **Ordnungsinn** gebe, dafür kann gerade Goethe als Beleg dienen. Es handelt sich da offenbar um ein Erbtheil vom Vater, um einen Hang, der mit den Jahren immer deutlicher hervortrat. Die Liebe zur Ordnung zeigte sich im Kleinen und Aeusserlichen, er duldete nicht, dass ein Buch schief lag; sie spielte im Leben eine wichtige Rolle, denn er hat einen beträchtlichen Theil seiner Zeit auf das Ordnen von Sammlungen und Papieren (Actenhefte

bei jeder Gelegenheit!) gewendet; sie beherrschte ihn in einem höheren Sinne, sodass er lieber Ungerechtigkeit als Unordnung haben wollte.

Von den Talenten im gewöhnlichen Sinne des Wortes war das **mimische Talent** offenbar ziemlich stark. Als Theaterdichter, als Schauspieler, als Vorleser, als Theaterdirector und als Regisseur hat sich Goethe der Mimik gewidmet. Das Nähere ist bekannt.

Ueber Goethes **Dichtersinn** viel Worte zu machen, ist nicht angebracht. Nur das will ich betonen, dass zwei Thätigkeiten im Dichter vereinigt sind: das Erdichten oder die dichterische Phantasie, die Personen, Handlungen, Bilder hervorbringt, und das Vermögen, durch die Art der Wortfügung starke Gefühle zu erwecken. So reich Goethes dichterische Phantasie war, noch grösser scheint mir der Zauber seiner Sprache zu sein. In der Süssigkeit, die manche einfache Verse Goethes haben, steckt etwas, das der Verstand nicht auflösen kann. Der Dichter ist immer auch ein Sprachkundiger, denn die Sprache ist sein Handwerk. Sie ist durch dichterische Thätigkeit entwickelt worden, und der Dichter selbst bildet sie weiter. So muss es Beziehungen zwischen dem poetischen und dem **philologischen Talente** geben, und doch sind beide getrennt, denn die Sprachengabe kommt auch ganz unpoetischen Leuten zu. Mag das Tiefere im Dunkeln bleiben, auf jeden Fall sind die Menschen sehr verschieden in ihrem Verhalten zu fremden Sprachen: Der Eine lernt leicht und interessirt sich für alles

Sprachliche, der Andere verhält sich entgegengesetzt. Zweifellos hatte Goethe gute Anlagen für Sprachen, denn obwohl sein Unterricht etwas lückenhaft gewesen zu sein scheint, hat er sich ohne sonderliche Mühe des Französischen und des Italienischen bemächtigt, hat er Englisch, Lateinisch, Griechisch wenigstens gut verstanden.

Höchst merkwürdig ist Goethes Verhältniss zur **bildenden Kunst.** Man könnte es als Vorbild einer unglücklichen Liebe bezeichnen. Kein Ritter hat seiner Herrin mit heisserer Liebe, treuer und geduldiger gedient, als Goethe der Kunst. Man sollte glauben, dass einem so leidenschaftlichen und dauerhaften Verlangen auch ein Vermögen entsprechen müsste, aber es ist nicht der Fall. Die Leistungen Goethes waren bekanntlich trotz aller Mühe höchst kümmerlich, aber auch sein Kunsturtheil lässt doch recht viel zu wünschen übrig. Er zeigt sich schwankend, einseitig, von Anderen abhängig. Man lese nur aufmerksam die italienische Reise, man denke an das Lob der Meyerschen Leistungen, an die Werthschätzung Hackerts u. s. w. u. s. w. Was Schadow über die Weimarische Kunstpflege gesagt hat, dass ist leider nur allzuwahr. Während im handwerkmässigen Betriebe zu Goethes Zeit noch die gute Tradition herrschte, war in der hohen Kunst der gute Geist abhanden gekommen. Es ist, als ob die Atmosphäre der Geschmacklosigkeit, in der Goethe leben musste, verdorrend auf ursprünglich gute Anlagen gewirkt hätte. Denn Goethe brachte von Hause aus eine wunderbare optische Phan-

tasie mit. Zuerst war sein optisches Gedächtniss sehr gut. Am 17. Mai 1826 sagte er: „Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungvermögens so seltsam geartet, dass ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in der Erinnerung behalte.“ Sodann hatten seine Erinnerungen so sinnliche Fülle, dass sie zuweilen an Hallucinationen erinnerten. Ich glaube nicht, dass Goethe je wirklich hallucinirt habe; die Erscheinung im hechtgrauen Anzuge und ähnliche Bilder sind offenbar nur Phantasievorstellungen. Endlich ist an das Spiel der Bilder zu erinnern. Goethe spricht über die phantastischen Gesichtserscheinungen Johannes Müllers. Er selbst könne das Thema der bei geschlossenen Augen vor dem Schlafe auftretenden Erscheinungen willkürlich angeben; dann erfolge scheinbar unwillkürlich, aber gesetzmässig und symmetrisch das Umgestalten. An anderer Stelle heisst es: „Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloss und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmässig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht“ (zur Naturwissenschaft im Allgemeinen).

Der **Bausinn** oder die Anlage zu nützlichen Künsten war bei Goethe nicht gross. Er hat sich viel mit Architektur beschäftigt, seine Begeisterung für Palladio hat sogar etwas Fanatisches, aber man hat den Eindruck, als ob mehr das Poetische in den Bauwerken (wenn man so sagen darf) ihn angezogen hätte, wie er denn auch die Bilder eigentlich nur als Dichter ansah. Wo er selbst eingriff, war er nicht sehr glücklich, und das eigentlich Mechanische war ihm, wegen des Mangels an mathematischer Anlage, fremd.

Auch der **Tonsinn** oder die musikalische Anlage war nicht gross. Goethe hatte Freude an der Musik, und er hat sich sein Leben lang mit Musik und Musikern viel beschäftigt, aber auf ein tieferes Eindringen deutet nichts. In Strassburg nahm er Unterricht im Violoncell-Spielen, es scheint aber nicht lange gedauert zu haben. Am 13. Juni 1796 schreibt er selbst: „Musik kann ich nicht beurtheilen.“ Aehnlich 1804 an Zelter: „Musik kann ich nicht beurtheilen, denn es fehlt mir an Kenntniss der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse“; und 1805: „Ich kenne Musik mehr durch Nachdenken als durch Genuss und also nur im Allgemeinen.“ Das „Nachdenken“ bezieht sich wohl auf sein Interesse an Akustik und einzelnen musiktheoretischen Fragen. Am 2. Mai 1820 heisst es: „Und so verwandle ich Ton- und Gehörloser, obgleich Guthörender jenen grossen Genuss in Begriff und Wort.“ Der Nutzen, den die Musik Goethen ge-

bracht hat, scheint darin zu bestehen, dass sie ihn in einen Zustand veränderten Bewusstseins versetzte, in dem ihm Gedanken, und besonders poetische Wendungen, leichter zuströmten. Von der intensiven Freude, die er an Bildern und plastischen Werken empfand, ist bei der Musik gar keine Rede. Am 6. Nov. 1827 sagt er z. B., die „Zauberflöte“ sei ihm übel bekommen, die bildende Kunst aber mache ihn immer glücklich.

Ein wirklicher Defect ist Goethes Mangel an **mathematischer Anlage.** „Niemand kann zahlenscheuer seyn als ich“, schreibt er am 12. Dec. 1812 an Zelter. Im Jahre 1786 hat er einen Versuch gemacht, sich mit der Algebra zu befreunden, aber bald heisst es: „soviel merke ich es wird historische Kenntniss bleiben und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können, da das Handwerk ganz ausser meiner Sphäre liegt.“ Am 25. 11. 1808 schreibt er an Knebel, Dr. Werneburg bringe „das Allerfremdeste, was in mein Haus kommen kann, die Mathematik an meinen Tisch“; jedoch dürfe er nur im alleräussersten Falle von Zahlen reden. Die landläufige Meinung ist, es könne einer lernen, was er wolle, und Goethe habe eben von der Mathematik nichts wissen wollen, weil er sie nicht brauchte. In Wirklichkeit war Goethe der Mathematik unfähig, weil er so gut wie kein Organ dafür hatte, und diese Unfähigkeit war nicht gleichgiltig, sondern brachte ihm Schaden und Verdruss. Zum Dichten brauchte er freilich keine Mathematik, ein tieferes Eindringen in die Naturwissenschaft aber ist ohne sie nicht möglich, weil die physikalische Er-

klärung immer auf Grössenverhältnisse führt. Weil Goethe diese Richtung auf das Quantitative nicht verstand, konnte er sich in die Stellung der Physiker zur Optik nicht finden, und weil er Psychologie, Physiologie und Physik durch einander brachte, machte er die bittersten Erfahrungen seines Lebens. Damit sollen die Gleichgiltigkeit der Gelehrten gegen das Richtige in seiner Farbenlehre und ihr gemeines Todtschweigen nicht entschuldigt werden, wohl aber ist Goethes Einseitigkeit begreiflich aus der Eigenthümlichkeit seiner Organisation. Auf Grund seiner Erfahrungen fasste Goethe einen „Pik“ gegen Mathematik und Mathematiker, der manchmal zu wunderlichen Aeusserungen führte. So schreibt er am 28. Nov. 1811 an Zelter: „Die Mathematiker sind närrische Leute, und sind so weit entfernt auch nur zu ahnden worauf es ankommt, dass man ihnen ihren Dünkel nachsehen muss. Ich bin sehr neugierig auf den ersten der die Sache einsieht und sich redlich dabey benimmt: denn sie haben doch nicht alle ein Brett vor dem Kopfe, und nicht alle haben bösen Willen. Uebrigens wird mir bey dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im Stillen weiss, dass diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste giebt, äusserst einseitig und beschränkt ist. Ja, Voltaire erkühnt sich, irgendwo zu sagen: j'ai toujours remarqué que la Géometrie laisse l'esprit ou elle le trouve. — Auch hat schon Franklin eine besondere Aversion gegen die Mathematiker, in Absicht auf geselligen Umgang, klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet.“

Somit wäre das Schema ausgefüllt. Ich sehe mich um, ob etwa noch nicht erwähnte Züge in Goethes Bilde vorhanden sein möchten, aber ich finde keine. Wenigstens scheint mir alles Wichtige erwähnt zu sein. Irre ich mich, so bleibe ich der Belehrung zugänglich. Vielleicht könnte man einzelne Kleinigkeiten noch beibringen. Goethe betont z. B. seine Abneigung gegen Bequemlichkeiten, gegen die prächtige Einrichtung der Wohnung, die ihn faul mache. Nur kann ich in solchen Dingen keine Charakterzüge sehen. Goethe war dermaassen an Einfachheit gewöhnt, dass der Prunk ihn störte. Wir haben kaum eine rechte Vorstellung von der spartanischen Schlichtheit, von dem Mangel alles Comforts in Goethes Umgebung. Wo er sich am besten befunden hatte, in seiner Giebelstube, in seinem Gartenhause, in seiner römischen Wohnung, in Knebels alter Stube u. s. w., da war es äusserst einfach, und mit der Erinnerung daran waren viele gute Erinnerungen verknüpft. Was Wunder, dass er dann von seinem Studirzimmer sagte: „Geringe Wohnung wie dieses schlechte Zimmer, ein wenig unordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte." Ebenso wie vereinzelte Gewohnheiten gehören auch vorübergehende Zustände nicht hierher, denn bei dem „Porträt" handelt es sich um die dauernden Bestandtheile der Organisation. Bedenkt man dies, so wird man mir vielleicht zugeben, dass das Schema seine Probe nicht schlecht bestanden habe.

Dass ich weiss, das ganze Porträt sei nur Skizze, wird man mir hoffentlich glauben. Wollte man das

Bild ausmalen, wo wäre ein Ende? Bei einer genaueren Besprechung müssten besonders die Einwirkungen der verschiedenen Triebe auf einander erörtert werden, aus denen die secundären Eigenschaften und die sogenannten Widersprüche der Natur hervorgehen. Je reicher ein Mensch ist, um so eher wird es zu innerem Widerstreite kommen, und so war es auch bei Goethe. „Was die menschliche Natur nur von Wiedersprüchen sammeln kann, hat mir Fee Hold oder Unhold, wie soll ich sie nennen? zum Neujahrsgeschenck von 75 gereicht, zwar war die treffliche Anlage schon mit dem Pathengeschenck gemacht." (An Bürger, 18. 10. 1775.)

II.

Ausführungen und Belege:

„Lasst ihr mich mit euren Schreibfehlern gehen, ich mache in jedem Brief Schreibfehler und keine Comma. Ich dictire meistens und sehe nicht nach.“ (Gespr. 26. 8. 1822.)

Abkürzungen.

T. = Tagebücher.

Br. = Briefe. Die Weimarische Ausgabe reicht bis 1816. Ausser ihr sind die Briefwechsel mit dem Herzog, mit Knebel, mit Zelter benutzt, nur ausnahmweise andere und Briefe anderer Personen.

Gespr. = Goethes Gespräche, herausgeg. von Freih. v. Biedermann, und die Gespräche mit dem Canzler v. Müller (2. Aufl.).

Bm. = Bemerkungen.

1767.

Br. An Cornelie (11. 5.): „Denke dir einen Menschen, der von einer verdrüsslichen Krankheit, und von seinen Arbeiten, zu eben der Zeit befreyt wird, da die Sonne den späten Früling zu uns brachte. Du kannst die Freude nur halb fühlen die ich empfand, da ich die Natur mit mir vom Kranckenbette aufstehen sah, ich vergass alles um mich herum, biss mich eine rauhe Luft und ein dicker backen zu Hause zu bleiben nöthigten."

An Behrisch (16. 10.): „Gute Nacht ich binn besoffen wie eine Bestie."

An denselben (2. 11.): Goethe hat sich vom durchgehenden Pferde herabfallen lassen, hat sich das Kinn aufgestossen, die Lippe zerschlagen, ein Auge „geschellert", fühlt Schwindel. „Mein zerschmissenes Gesicht hält mich zu Hause."

An denselben (7. 11.): Der Genuss in Jetty's Armen.

An denselben (18. 11.): Beschreibung der gegen Käthchen gerichteten Eifersucht. „Meine Augen sind schwach und reichen [von der Galerie] nicht biss in die Logen."

Bm. Ueber die Frühjahrskrankheit scheint sonst nichts aufzufinden zu sein.

1768.

Br. An Oeser (13. 9.): ... „dass meine Krankheit, die nach dem Ausspruch meiner hiesigen Aerzte nicht sowohl in der Lunge als in denen dazu führenden Theilen liegt, sich täglich zu bessern scheint."

An Schönkopf (1. 10.): „Ich befinde mich so gut als ein Mensch der in Zweifel steht ob er die Lungensucht hat oder nicht, sich befinden kann, doch geht es etwas besser, ich nehme an Backen wieder zu."

An Friederike Oeser (6. 11.): Der bekannte Brief in Versen.

An Käthchen Schönkopf (30. 12.): „Sie werden ... zum neuen Jahre ... die Nachricht von meiner Genesung erhalten haben ... Sie wissen meine Constitution macht manchmal einen Fehltritt und in acht Tagen hat sie sich wieder zu rechte geholfen; diesmal wars arg und sah noch ärger aus als es war, und war mit schröcklichen Schmerzen verbunden ... Wie ich in muntrer Gesellschaft war, war ich verdrüsslich, jetzt binn ich von aller Welt verlassen, und binn lustig."

1769.

Br. An Käthchen Schönkopf (31. 1.): „Seit vierzehn Tagen, sitz ich wieder fest ... den dritten März binn ich schon ein halbjahr hier, und auch schon ein halbjahr krank."

An Friederike Oeser (13. 2.): „O Mamsell, es war eine impertinente Composition von Laune meiner Natur, die mich vier Wochen an den Bettfus, und vier Wochen an den Sessel anschraubte..." „da ich mich in einem Sessel, die Füsse wie eine Mumie verbunden, vor einen Tisch gelagert habe."

An Oeser (14. 2.): „Ich bin wircklich noch ein Gefangener der Krankheit, obgleich mit der nächsten Hoffnung bald erlöst zu seyn... ‚Wo ist er denn jetzt?' Seit dem August in seiner Stube, bey welcher Gelegenheit er biss an die grosse Meerenge, wo alles durch muss, eine schöne Reise gethan hat."

An Käthchen Schönkopf (12. 12.): „Mein Elend hat mich auch gegen das Gute stumpf gemacht, was mir noch übrig bleibt. Mein Körper ist wieder hergestellt, aber meine Seele ist noch nicht geheilt, ich binn in einer stillen unthätigen Ruhe, aber das heisst nicht glücklich seyn."

Bm. In den Briefen dieses Jahres herrscht eine deprimirte Stimmung vor, besonders in den späteren.

1770.

Br. An Limprecht (13. 4.): „Ich binn wieder Studiosus und habe nun, Gott sey dank, soviel Gesundheit, als ich brauche, und Munterkeit im Ueberfluss.“

An Trapp (28. 7.): „Es war eine Zeit da mir die Welt so voll Dornen schien, als Ihnen ietzo. Des Himmels Arzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, Und Muth und Freude sind wieder da.“

An Frl. von Klettenberg (26. 8.): Uebrigens ist mein Körper iust so gesund um eine mässige, und nöthige Arbeit zu tragen, und um auch bey Gelegenheit zu erinnern dass ich weder an Leib noch an Seele ein Riese binn.“

An Katharina Fabricius (14. 10.): „Genung mein ietziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel ist.“

An Friedericke Brion (15. 10.): Liebesbrief; Einen Tag nach dem Briefe an die Fabricius!

Bm. Im Anfange des Jahres auffallend viel frömmelnde Aeusserungen. Erst allmählich tritt in Strassburg wieder wirkliche Heiterkeit ein.

1771.

Br. An Salzmann (22. 5.): „der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst“ [in Sesenheim].

An denselben (6.): „Mein Husten fährt fort; ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem holen kann.“

1772.

Br. An Ch. Buff (8. 10.): „in die finstersten Höhlen meines Verdrusses.“

An Kestner (10. 10.): [bei dem angeblichen Selbstmorde Goués] „Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden.“

An Kestner (11.): Theilnehmende Aeusserungen über Jerusalems Selbstmord.

An Kestner (10. 11.): „Gewiss Kestner, es war Zeit dass ich gieng. Gestern Abend hatt ich hängerliche und hangenswerthe Gedanken auf dem Canapee —“ [Nach einem Besuche in Wetzlar.]

An Kestner (29. 11.): „und erschiessen mag ich mich vor der Hand noch nicht.“

1773.

Br. An Kestner (11. 1.): „Und auch ich binn glücklich, ist in mir selbst wohl, denn von aussen fehlt mir nie was.“

An Kestner (5. 2.): „dass ich fast so glücklich binn als Leute die sich lieben wie ihr.“

An Johanna Fahlmer (3.): „ich befinde mich in einem Zustand von Perturbation, in dem es den Seelen, sagen sie, nicht vortheilhaft ist aus der Welt zu gehen.“

An dieselbe (9. 4): Goethe empfindet warmer Jugend gute Frülings Empfindungen und empfiehlt heiliges Leben statt des heiligen Grabes.

An Kestner (4.): „Ich wandere in Wüsten da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen.“ [Vor K.'s Hochzeit!]

An Kestner (21. 4.): „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels.“ [Klage über Vereinsamung in Frankfurt.]

An Kestner (8. 5.): „Ich binn gelassener als iemals.“

An Kestner (5.): „Ich bin beschäfftigt genug und vergnügt. Meine Einsamkeit bekommt mir wohl.“

An E. Th. Langer (27. 10.): „Meine Gesundheit nahm, seitdem Sie mich verliessen, immer zu, aber seitdem sie mir doch nicht erlauben wollte, im bürgerlichen Leben meine Rolle zu spielen, wie ich wohl wünschte, so habe ich dem Trieb der Wissenschafften und Künste gefolgt."

An Joh. Fahlmer (23. 11.): „Ich binn wie immer bald leidlich bald unleidlich. Hab einige Tage Kopfweh gehabt und war sehr menschenfreundlich."

Bm. Zusammen mit der Stelle vom 21. 11. 1774 sind hier alle Stellen gegeben, aus denen man etwa auf Taedium vitae schliessen könnte. Offenbar würde Niemand die Sache danach ernst nehmen, lägen nicht die Aeusserungen aus dem späteren Leben vor. Man würde eher an ein dichterisches Hineinversetzen in Jerusalems Situation denken.

W. Fielitz (Goethe-Studien, Wittenberg 1881) bespricht ausführlich den Brief an die Fahlmer vom März 1773 und findet darin Selbstmordgedanken. Aber es macht mehr den Eindruck, als handelte es sich um pessimistisch-sentimentale Zustände der Fahlmer, da diese von Goethe ein paar Tage später zu Lebensmuth ermahnt wird.

1774.

Br. An Kestner (21. 11.): „Wenn ich noch lebe, so bist dus dem ichs dancke."

1775.

Br. An Lavater (1): „der Friede Gottes der sich täglich mehr in mir offenbaart."

An Joh. Fahlmer (3): „Ich binn ganz unerträglich. Und darum fleissig in sinnlicher Arbeit [Zeichnen]... mit mir nimmts kein gut Ende."

An Lavater (Ende 9.): „Zimmermann ist fort, und ich bin biss zehn im Bett liegen geblieben um einen Catharr auszubrüten."

An die Gräfin Stolberg (23. 9.): „heut hab ich einen Husten. Ade."

Bm. Die Ausdrücke des Missvergnügens in den Briefen von 74—75 beziehen sich auf die innere Spaltung wegen der Lili. Auch „die unsichtbare Geissel der Eumeniden" in dem Briefe an die Karsch (17. 8. 75) besagt offenbar nur, dass seine innere Unruhe (d. h. sein Schicksal) ihn nach der Rückkehr aus der Schweiz bald wieder zu neuen Reisen treiben werde. Von eigentlichen Orest-Gefühlen oder Gewissensangst dürfte keine Rede sein.

1776.

T. (17. 6.) Dumpfheit.

(18. 6.) war dumpfsinnig.

(21. 4.) in collegialischer Dumpfheit.

(22. 6.) Rhabarber.

(18. 7.) Diarreh die Nacht durch.

(19. 7.) Rhabarber. Dummheit.

(1. 8.) den Tag über abgespannt zugebracht und fatal Abends Fiberhaffte Schläffrigkeit.

Br. An Herder (7. 1.): „ich hab mir bey der Schlittenfahrt mit der Peitsche höllisch übers Aug gehauen ... drum schreibe ich so quir."

An Charl. v. Stein (Winter): Ich war auf der Gallerie ... ich habe nicht erkennen können ob Sie meinen Strauss vorhaben."

An Merck (8. 3.): „Ich bin gesund, bis auf den Einfluss des fatalen Wetters."

An Ch. v. Stein (19. 3.): „ich bin heute Nacht krank geworden und zwar toll, habe mich wieder zusammengenommen."

An Ch. v. Stein (6.): „Ich aber hatte mich über dem Zeichnen erhitzt, dass ich einen wunderbaaren Krampf am Herzen bekam wie ich ging."

An Ch. v. Stein (19. 11.): „Die Unruhe hat mich heute wieder an allen Haaren."

1777.

T. (1. 2.) „Phantasie! Herzklopfen.“

(5. 9.) Dicker Backen.

(13. 12.) „fuhr mir was ins linke Auge . . . musste das Aug verbinden, legte mich vor Langerweile schlafen.“

Br. An Ch. v. Stein (3. 1.): „Gestern Abend ist mirs noch sehr dumm geworden. Ich habs Hufelanden gemeldet, und was eingenommen. Werde zu Haus bleiben.“

An dieselbe (15. 3.): „Dancke herzlich dass Sie sich meiner Augen annehmen wollen, sie sind immer in Einem wie gestern.“

An dieselbe (17. 3.): „Die Augen sind leidlich, der Zug aber in den Schenkeln und Seiten fatal. Der Wind ist gar leidig.“

An dieselbe (17. 7.): „Das Wetter hält uns alle gefangen in Catarrhen, Zahnweh und Unbehaglichkeit.“

An dieselbe (6. 9.): „Alles ist wohl, nur ich habe mir ein Monster von dickem Backen ganz wider allen Sinn meiner dürren Constitution geholt. In Stüzzerbach tanzt ich mit allen Bauernmädels im Nebel und

trieb eine liederliche Wirthschafft bis Nacht eins und da kriegt ich den Ansaz und wurde vermehrt durch fatales Gestöber auf der Reise, und muss nun inne sizzen und warme Kräutermilch im Munde haben."

An dieselbe (14. 9.): vierundzwanzig Stunden Geschwulst und grosse Schmerzen.

An dieselbe (30. 10.) „ich hab heut eingenommen um die Teufel die am leichtsten zu packen sind auszutreiben."

An die Mutter (16. 11.): „Meine Zahn und Bakenwirthschafft will nichts bedeuten, es hat sich ein Knötchen in der Kinnlade gesezzt gehabt das aber nicht schmerzte und iezt vergeht."

An Ch. v. Stein (9. 12.): „Was die Unruhe ist die in mir stickt mag ich nicht untersuchen, auch nicht untersucht haben."

Bm. Manche körperliche Beschwerden dieser Jahre mögen wohl auf das Wohnen in dem ungenügend verwahrten Gartenhause zu beziehen sein.

Oft werden körperliche Uebungen (Reiten, Fechten, Schiessen, Jagen) und Baden im Flusse erwähnt.

Die Stimmung wird ruhiger, aber Zeiten der Erregung treten dazwischen.

1778.

T. (Februar.) „Diese Woche viel auf dem Eis, in immer gleicher fast zu reiner Stimmung.“ „Fortdauernde reine Entfremdung von den Menschen.“

(14. 7.) „körperlich gelitten. Eingenommen.“

(28. 8.) „Schlepte mich mit verdorbenem Magen“.

(31. 8.) „Nahm ein. Wundersam Gefühl vom Eintritt ins dreysigste Jahr.“

(1. 9.) „Nahm wieder ein.“

(December.) „War zugefroren gegen alle Menschen.“ „Diese letzte Zeit meist sehr still in mir.“ „Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht, wie man aus seinem Haus tritt, geht man auf lauter Koth.“ „Viel Arbeit in mir selbst zu viel Sinnens, dass Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammen zu drängen scheint.“

Bm. Recht auffallend ist die fast durchgehende ernste, weltabgewandte Stimmung.

1779.

T. (Januar.) „Dass ich nur die Hälfte Wein trincke ist mir sehr nüzlich, seit ich den Caffee gelassen die heilsamste Diät".

(7. 8.) Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wissbegierde der Jugend. „Wie ich besonders in Geheimnissen, duncklen Imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb", .. kurzsinnig .. wenig zweckmässiges .. Zeitverderben... Möge die Idee des reinen die sich bis auf den Bissen erstreckt den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden."

(31. 8.) „Bewegung ist mir ewig nötig."

(2. 9.) „Wie durch ein Wunder seit meinem Geburtstag in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt, und nur der Wunsch dass es halten möge. Eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluss auf meinen Humor."

(6. 9.) „Der Wirbel der irdischen Dinge [Ernennung

zum Geheimrath], auch allerley anstosende Persönliche Gefühle griffen mich an. Es ziemt sich nicht diese inneren Bewegungen aufzuschreiben.“

Br. An Ch. v. Stein (8. 6.): „weil ich nicht wohl war, denn ich habe schon einige Tage den Magen verdorben, dagegen ich heut früh einnehmen will.“

An diese (13. 6.): „Ich habe wieder die Medizin zu Hülfe gerufen, so lang sie als Schlotfeger zu würcken hat hab ich immer Vertrauen auf sie.“

Bm. Die asketisch gefärbte Stimmung hält an. Nun beachte man den Umschlag im August. Goethe selbst betrachtet es wie ein Wunder und schildert mit Worten, die kein Arzt besser wählen könnte, die neue lustvolle Stimmung. Am 12. 9. beginnt die Reise nach der Schweiz, und während dieser ist der innere Himmel immer hell.

1780.

T. (22. 1.): „Hatte einen Schnuppen gehohlt und hezzte noch zu.“

„Ward der Schnuppen Aerger es schlug ein Fieber dazu und ich musste die schöne Zeit ohne irgend etwas zu thun zubringen. Es lag mir im Kopffe dass ich nicht einmal lesen konnte. Langsam erhohlte ich mich und muss mich noch in acht nehmen.“

(8. 2.) „kriegte gegen Mittag weniges Kopfweh.“

(9. 2.) „ging mit dem Kopf wieder ziemlich“.

(11. 2.) „täglich geht es besser“.

(25. 3.) „Wurd mir auf einmal nicht wohl, und sehr schläffrig, einige Tage her hab ich den Schmerz beim Schlingen.“

(26. 3.) (Selbstbetrachtung; man werde getrieben, manches zu thun, was nicht gut sei und doch dazu gehöre.) „Ich muss den Cirkel der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken . . Erfindung, Ausführung, Ordnung alles wechselt, und hält einen regelmässigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso. Da ich sehr diät lebe wird der Gang nicht ge-

stört und ich muss noch herauskriegen in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege."

(30. 3.) „Abends wenig Momente sinckender Krafft, darauf acht zu geben. Woher."

(31. 3.) Kampf gegen Ruhebedürfniss.

(1. 4.) „Sich nun vorm englischen Bier in acht nehmen. Wenn ich den Wein abschaffen könnte wäre ich sehr glücklich."

Ende April. „Ich trinke fast keinen Wein". (Sorgen um Amt und Herzog.) „Auch leid ich viel vom bösen Clima."

(13. 5.) „Das Beste ist die tiefe Stille in mir".

(20. 11.) „fürchtete die Krankheit vom Anfang des Jahrs."

Br. An Ch. v. Stein (Januar): „der Kopf ist mir sehr eingenommen ich darf nicht einmal Bilder sehen".

An Lavater (7. 2.): „Ich habe vierzehn Tage eine Art von Catharrfieber gehabt und muss noch iezt mit meiner Arbeit ganz sachte zugehen."

An J. S. Streiber (20. 2.): „kann melden, dass ich von meiner kleinen Unpäslichkeit vollkommen wieder hergestellt bin."

An Ch. v. Stein (24. 2.): „Ich bin zwar wieder kranck will aber doch fahren."

An diese (26. 3.): „Ich habe mit dem Schlaf mich kurirt, und hoffe durch den Lauf noch mehr, es stickt aber wieder etwas irgendwo das ich nicht kenne."

An Merck (7. 4.): „Durch meine letzte Krankheit hat sich die Natur sehr glücklich geholfen. Schon in

Franckfurt, und als wir in der Kälte an den Höfen herumzogen, war mirs nicht just. Die Bewegung der Reise und der ersten Tage liess es aber nicht zum Ausbruche kommen. Doch hatte ich eine böse Zusammengezogenheit, die Jedermann auffiel und gar nicht natürlich war. Jezo geht wieder alles ganz gut."

An Ch. v. Stein (3. 5): „Es ist mir auf die gestrige Bewegung und Luftänderung schon viel besser als die lezten acht Tage."

An Ch. v. Stein (30. 6.): „Mir mögten manchmal die Knie zusammenbrechen so schweer wird das Kreuz das man fast ganz allein trägt." „Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerck ohne Rast."

An Knebel (28. 7.): „Ich habe viel Humor, bin aber dabey immer Hypochonder selon Mdm de Fr." [?]

An Kraft (11. 8.) Goethe verspricht Bestimmungen für den Fall seines Todes.

An Frau La Roche (1. 9.): „Es ist Zeit, dass man aufs Alter sammelt."

An Lavater (20. 9.): „Ich darf nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte."

An denselben (3. 11.): „Lieber Bruder lass uns immer näher zusammenrücken. Die Zeit kommt doch bald wo wir zerstreut in die Elemente zurückkehren aus denen wir genommen sind."

An Ch. v. Stein (21. 11.): „Mir hat er [der Arzt] ein Regim vorgeschrieben dem ich folge und soll auch etwas einnehmen."

An dieselbe (23. 11.): „Hufland hat mir ein böses Frühstück geschickt“.

Bm. Nach der Krankheit im Anfange des Jahres herrscht eine ernste, zuweilen feierliche Stimmung vor. Oft sieht man Goethe durch den Kampf zwischen Amt und Poesie gequält.

Von besonderer Bedeutung aber ist der Cirkel von bösen und guten Tagen, und merkwürdig sind die Todesahnungen in der zweiten Hälfte des Jahres.

Am 6. 9. wurde das Gickelhahn-Gedicht geschrieben: balde ruhest du auch, es bezieht sich also auf den eigenen Tod.

1781.

Br. An den Herzog (18. 1.): Goethe fürchtet sich im Schlosse zu Gotha zu erkälten, „so schröckt, mich das ganz in mein Dachsloch zurück, wo mich ohne dies eine hypochondrische Vorliebe gefangen hält."

An Ch. v. Stein (28. 1.): „Mein Hals ist nicht besser geworden, ich habe mir etwas von Huflanden holen lassen, und will heut zu Hause bleiben."

Aehnlich No. 1103. (29. 1.): „Gestern Abend kriegte ich noch Ziehen im Kopf darum ich mich bald niederlegen musste.. Ich darf nicht wagen zu zeichnen, weil es immer anstrengt und mich wenn ich so bin erhizt."

(30. 1.): „ich habe sehr gut geschlafen und mein Hals ist schlimmer."

(3. 2.): „Ich muss mich ruhig halten sehe ich wohl. Es will nicht recht mit mir fort."

(4. 2.): „Ich bin recht leidlich ausser dem Hals".

(8. 2.): „Mit Ihrem Freunde gehts so ziemlich, er hat geschlafen und heute früh Nasenbluten beym Aufstehen gehabt, welches ich einem gebratenen Täubgen und einigen Gläsern Wein zuschreibe."

(10. 2.): „Wie stehen Sie mit Ihrem hypochondrischen Freunde?“

(11. 2.): „Mein Hals ist fast wieder gut, und die unregelmässige Bewegung des Bluts legt sich auch.“

(13. 2.): „Auch heute Morgen bin ich ganz wohl, wenn es gegen Abend kommt, spür ich mehr das Uebel.“

(19. 2.): „Ich bin recht wohl, und schreibe es dem Queckensaft*) zu den mir der Hofrath eingeschüttet hat.“

(30. 3.): „das schöne Wetter und deine Liebe thun zusammen die gewohnte Würckung, es ist mir recht artig. Wenigstens spür ich gar keinen Husten.“

(4. 4.): „Mein Zahn lässt mir leidlich Ruhe“.

(8. 4.): „Das vorübergehende Weh, scheint auch heute aussetzen zu wollen.“

(13. 6.): „Knebels Wein hat mich sehr erhizt und mir diese Nacht Zahnweh gemacht.“

An die Mutter (11. 8.): „Meine Gesundheit ist weit besser als ich sie in vorigen Zeiten vermuthen und hoffen konnte.“

An Merck (14. 11.): „Ich befinde mich zu Eintritt des Winters recht wohl, und kann dir mit Vergnügen sagen, dass diejenigen geist- und leiblichen Beschwerden, die mich vorigen Sommer mogten angefallen haben, so gut als gänzlich vorbeygezogen sind.“

An Ch. v. Stein (19. 11.): „Wir haben meine Beste einerley Gedancken gehabt, diesen Morgen aus Huflands Küche uns versorgen zu lassen.“

---

*) [Extractum Graminis.]

1781.

Bm. Nach der kranken Zeit im Anfange des Jahres tritt Erregung ein. Insbesondere bekommen mit einem Male, man weiss nicht warum, die Briefe an die Stein einen anderen, leidenschaftlichen Charakter. Goethe gebraucht nur noch das „du", und das Erotische ist ganz unverkennbar. Damit wächst die Poesie, und das Beste am „Tasso" entsteht.

1782.

T. (10. 12): „Enthielt ich mich stille. Es war mir nicht recht."

Br. An Chr. v. Stein (16. 2.): „Es ist mir recht wohl."

An dies. (9. 8.): „Gute Nacht von einem Halbkrancken. Ich schreibe es der Lufft zu denn ich weis es von vorigen Zeiten."

An dies. (17. 8.): „Meiner Geliebten kann ich sagen dass das Zahnweh so ziemlich ruht."

An dieselbe. (26. 10.): „Mein Zahnweh ruht, um es nicht aufzuwecken will ich den Tag zu Hause bleiben."

An dies. (27. 10.): „Mein Zahnweh ist leidlich."

An dies. (13. 11.): „Gestern Abend ward mirs auf einmal gar wehe dass ich weg musste. Der Schlaf hat alles fortgenommen. Nun brauch ich deine Liebe täglich mehr um den bösen Geistern zu widerstehen die mich anfallen."

An dies. (17. 11.): „Was es auch sey, so fühl ich ein unendliches Bedürfniss einsam zu seyn."

An Knebel (21. 11.): „Seit einiger Zeit lebe ich sehr glücklich“ [d. h. einsam, mit literarischen Arbeiten].

An Ch. v. Stein (24. 12.) von Leipzig aus: „Den ersten Reise Tag hatte ich Zahnweh“.

(28. 12.): „ich war zuletzt [vor der Reise] unleidlich, es wollte gar nicht mehr fort.“

Bm. Wenig Krankheit. Bis gegen Ende des Jahres meist frohe feste Stimmung. Die Zärtlichkeit gegen die Stein dauert an, vielleicht ein wenig ruhiger.

1783.

Br. An Ch. v. Stein (25. 1.): „Ich bin recht wohl".

An dies. (30. 3.): „Mein Hals hat sich diese Nacht nicht verbessert".

An Knebel (29. 8.): „nach allen Aspeckten hoffe ich eine glückliche Zeit."

An Ch. v. Stein (12. 11.): „Ich bin recht wohl".

An dies. (23. 11.): „Mein Hals ist noch nicht ganz gut mein übriges Wesen aber durch den Schlaf wieder in's Gleichgewicht gebracht."

An dies. (2. 12.): da „ich es [das Conseil] nie ohne die höchste Noth versäumt habe, entschliese ich mich hinein zu gehen. Es ist mir so ziemlich."

(4. 12.): „Es geht mir immer besser".

(5. 12.): „Eigentlich bin ich weder besser noch schlimmer".

An die Mutter (7. 12.): „Ich bin nach meiner Constitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde geniesen und behalte noch Zeit und Kräffte für ein und andre Lieblingsbeschäff-tigung."

An Ch. v. Stein (11. 12.): „Mein gestriger Ausgang hat mir einen Zahnfluss und dicken Backen zuwege gebracht, man sieht dass allerley im Cörper stickt das nicht weis wohin es sich resolviren soll.“

(13. 12.): „Ich bin leidlich“.

(14. 12.): „Die schöne Sonne hat mich hergestellt, denn heute früh war es mir nicht sonderlich.“

(19. 12.): „Ich bin munter und frohen Gemüths. Was ist der Mensch dass ein bisgen Salz gewaltiger ist als alle seine Vernunft.“

Bm. Wenig Krankheit. Vorwiegend ruhige, ernstheitere Stimmung. Unveränderte Zärtlichkeit für die Stein.

1784.

Br. An Knebel (16. 2.): „Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäffte, die Wissenschafften ein paar Freunde, das ist der ganze Kreis meines daseyns in den ich mich klüglich verschanzt habe."

An Chr. v. Stein (13. 3.): „Ich habe heute wieder angefangen Quecken zu trincken."

An dies. (17. 4.): „Ich bin durch deine Vorsorge bald eingeschlafen, doch die Nacht etlichmal durch den Schmerz aufgeweckt worden. Heute früh hat sichs in den Rücken gezogen, ich will sehen was der Tranck thut."

(19. 4.): „Ich bin heiter und besser nur schmerzen Rückgrad und Schultern."

An dies. (4. 7.): „ein verdorbener Magen und weniger heitre Sinne sind alles was ich davon habe [von den vielen Schmäusen].

An den Herzog (26. 11.): „Uebrigens lebe ich insofern es die Umstände erlauben nach Vorschrifft meines Genius und befinde mich wohl, besser als mir sonst dieser Monat erlaubte."

1784.

An Ch. v. Stein (12. 12.): „es scheint doch als wenn der Monat sein Recht behaupten wollte... das Schlimmste dabey ist dass mir auch in solchen Stunden das Gefühl deiner Liebe verdunckelt wird.“

Bm. Im Allgemeinen wie 83, doch weitere Abnahme der poetischen Thätigkeit und etwas ruhigeres Verhalten gegen die Stein.

1785.

Br. An Ch. v. Stein (19. 2.): „Ich bin so fleisig und dabey so vergnügt, es geht mir so gut von statten dass ich meine ich sey gegen sonst im Himmel."

(15. 3.): „Ich habe nur zwey Götter dich und den Schlaf. Ihr heilet alles an mir was zu heilen ist und seyd die wechselsweisen Mittel gegen die böse Geister."

An dies. (20. 3.): „Mein Uebel vermehrt sich".

(21. 3.): „mein Uebel ist eher besser als schlimmer".

An Knebel (21. 3.): „Ich kann dir selbst sagen dass ich wieder auf guten Weegen bin. Mein Backen ist noch geschwollen, es wird aber auch sich balde geben."

An dens. (28. 3.); „in einigen Tagen, da ein Weh an den Zähnen mich unthätig hielt."

An Ch. v. Stein (7. 4.): „Eben steh ich erst auf und fürchte der Tag wird nicht der besste seyn. Das Zahnweh ist nur ein Zeichen und nicht das Uebel selbst. Der Kopf ist mir eingenommen und ich fürchte eine Art Flussfieber wie ich es manchmal in dieser Jahrszeit gehabt habe."

An Knebel (20. 4.): „Zu dem Frühlingswetter bin ich wieder recht wohl.“

An Ch. v. Stein (27. 6.): [Erkrankung in Neustadt a. d. Orla] „Es war ein Uebel ienem im Winter ähnlich, nur nicht so starck noch so schmerzhafft. Jetzt ist es meist vorbey der Backen nur noch geschwollen. NB. es ist die Gegenseite, die Rechte.“ „Diese Tage sind fast ganz für mich verlohren“.

An den Herzog (15. 8.): [In Carlsbad] „Die Wasser bekommen mir sehr wohl“.

An Ch. v. Stein (1. 9.): „ich hatte meinen Zahn verbissen und wollte von dem Schmerz nichts mercken lassen, ietzt ists wieder gut.“

An Knebel (11. 9.): „Ich bin wieder gebunden, fühle aber die Würckung des Bades sehr heilsam, mein Gemüth ist viel freyer, ich kann mehr thun.“

An Kestner (4. 12.): „Das Bad hat gute Würckung hervorgebracht und ich bin recht wohl.“

An Ch. v. Stein (9. 12.): „Ich habe nur preservative eingenommen“.

An dies. (23. 12.): „Mein Schnuppen ist noch nicht vorbey, ich bin lange im Bett geblieben.“

(24. 12.): „Mir geht es wieder ganz leidlich“.

An Knebel (30. 12.): „Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weis ich noch nicht. Grossen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zu wenden. Ins Carlsbad geh ich auf alle Fälle, ich bin dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig.“

Der Herzog an Lavater (20. 5.): „Goethe ist den Winter wohl, das Frühjahr aber krank gewesen, jede

kleine Umwandlung drückt ihn wie ein ausländisches Gewächs, er braucht dann lange, um sich zu erholen. Künftigen Monath geht er ins Carlsbad, das soll ihm gut thun, hoffe ich."

Bm. Es zeigt sich ein frischerer Zug: Goethe ist weniger resignirt und wendet sich der Poesie wieder zu. Zum ersten Male sehen wir die belebende Wirkung des Badeaufenthaltes, kleine Liebschaften u. s. w. Es scheint, dass die Stein eifersüchtig geworden ist, wenigstens treten Spannungen ein. Immerhin wiegt die Zärtlichkeit noch vor, und ich kann mich der Meinung der Herausgeber der W. A. nicht anschliessen, die meinen, „das dringende Bemühen, die gewohnten Formeln der Versicherung immer neu zu variiren, verdeckt oft nur künstlich und kümmerlich das unbehagliche Bewusstsein der Unsicherheit, der Kälte und Leere." Goethe wäre einer solchen Verstellung nicht fähig gewesen, er glaubte aufrichtig, die Stein zu lieben, und betrog sich selbst.

1786.

Br. An Ch. v. Stein (26. 1.): „Ich bin über Hoffen wohl und es geht mir recht gut.“

An dieselbe (1. 3.): „Es scheint als wenn mir die Arzeney recht wohl bekommen wollte, es wurde mir gestern Abend nach 8ten noch viel besser.“

(3. 3.): „Es ist mir heute ganz leidlich.“

An den Herzog (7. 4.): Goethe kann der Einladung nicht folgen. „Ein Knötgen an dem Zahn der mir vorm Jahr in Neustadt soviel zu schaffen machte und das ich schon eine Woche dissimulire ist nun zum Knoten geworden, spannt und zuckt so dass ich mich ieden Augenblick eines übeln Anfalls versehe.“

(8. 4.): „Der Backen ist dick und ich bin genötigt mich mit Kräuterkisslein zu zieren.“

An Charlotte v. Stein (8. 4.): „Mein Backen ist dick doch ohne Schmerzen. Ich brauche ein Mundbad.“ „es wandelte mich wie ein Fieber an.“

(9. 4.): „Mein Backen ist noch ein wenig dick ohne Schmerz.“

(10. 4.): „Der Geschwulst vermindert sich.“

An dieselbe (21. 5.): „Mein Mund ist besser, ich hoffe bald wieder menschlich auszusehen.“

(25. 5.): „Ich bin recht wohl nur meine Lippe ist noch nicht in ihre Gränzen zurück.“

An den Herzog (2. 9.): „Durch den zweyjährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freyen Welt geniessen kann.“

Bm. Während der ersten Hälfte von 86 ist die Stimmung gut, die poetische Thätigkeit wächst, und die Zärtlichkeit gegen die Stein ist eher grösser als in 85.

Folgt die Abreise nach Italien. Goethes Verfahren bleibt unverständlich. Es lag zum Geheimthun kein einziger vernünftiger Grund vor, dagegen hätte sich Goethe mit Bestimmtheit sagen müssen, dass er die Stein beleidige. Wollte er sie prüfen? Das ist unwahrscheinlich. Handelte es sich wirklich um einen Aberglauben, wie er behauptet? Das ist auch schwer zu glauben.

Sowohl die Tagebuchaufzeichnungen wie die Briefe aus Italien enthalten oft die Versicherung, dass er sich wohl befinde. Doch zeigt sich nichts Charakteristisches, denn die Stimmung bleibt ernst, und von Erotik ist nichts zu spüren. Auffallend ist die Empfindung einer totalen Veränderung („Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so meyne ich biss aufs innerste Knochenmark verändert zu seyn“ [2. 12.]). Auf der einen Seite preist er den Gewinn durch die Reise („ich zähle einen zweyten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von

dem Tage da ich Rom betrat"), auf der andern erscheint ihm die Vergangenheit in Weimar als ganz düster. Ein rauschähnliches Gefühl erweckt der erste Eintritt in den Süden bei Manchen, ganz besonders wirkt der erste Aufenthalt in Rom so. Wahrscheinlich ist das andere eine durch den Contrast bewirkte Erinnerungstäuschung. Die Briefe und noch mehr die poetischen Leistungen vor der Reise beweisen, dass Goethe in Weimar nicht so war, wie er in den italienischen Briefen behauptet. „Da ich mir vornahm meine Fragmente drucken zu lassen, hielt ich mich für todt" (an den Herzog, 12. 12.). Noch stärkere Aeusserungen bringen die Briefe von 87.

1787.

Br. An die Freunde (6. 1.): „Ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt.“

An Ch. v. Stein (20. 1.): „Ich habe nur Eine Existenz, diese hab ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück, diese Krise, so ersetz ich dir hundertfältig was zu ersetzen ist. — Komm ich um, so komm ich um, ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.“

An dieselbe (8. 6.): „Wie das Leben der letzten Jahre wollt ich mir eher den Todt gewünscht haben und selbst in der Entfernung bin ich dir mehr als ich dir damals war.“

An den Herzog von Gotha (6. 2.): „ich lebe eine neue Jugend.“

An Kayser (14. 7.): „Mit jedem Tage scheint die Gesundheit Leibes und der Seele zu wachsen.“

An den Herzog (3. 2.): Die Modelle seien zwar allerliebst und sehr gefällig und „es wäre auf diese Weise eine sehr bequeme Lust, wenn die französischen Einflüsse [die Syphilis] nicht auch dieses Paradies unsicher machten.“

An denselben (28. 9.): „Noch halte ich mich immer in der Stille und sogar (ich weiss nicht, ob es lobens oder scheltenswerth ist) die Frauen haben keinen Theil an mir.“

1787.

Bm. Man betrachte die Aeusserung vom 20. 1.: welche Ueberspannung! Warum sollte er denn umkommen? Die Sache macht einen krankhaften Eindruck, auch wenn man annimmt, dass er andeuten wolle, die unbefriedigende Liebe zur Stein habe ihn unglücklich gemacht. Er schreibt allerdings am 21. 2., er habe sich übermässige Gewalt angethan, der Gedanke, sie nicht zu besitzen, reibe und zehre ihn auf. Aber auch dieser unvermittelte Ausbruch, der zu der Haltung in den vorausgehenden Jahren nicht stimmen will, macht einen krankhaften Eindruck. Es scheint so zu sein, dass in Rom ganz allmählich die naive Geschlechtslust wieder erwachte, und dass er nun über sein platonisches Schmachten ergrimmte. Es ist zweifellos, dass sich im Jahre 87 die Gefühle für die Stein ändern. Zum Theil mag ihr unwürdiges Verhalten schuld sein. Im December 86 hat er ihr böses Zettelchen erhalten. Zunächst ist er ganz zerknirscht und schreibt rührende Briefe an das Weib („ich bitte dich nur fusfällig, flehentlich erleichtere mir meine Rückkehr zu dir"). In seiner Naivetät ist er über ihre Wuth ganz überrascht. „Seit dem Tode meiner Schwester hat mich nichts so betrübt, als die Schmerzen die ich dir durch mein Scheiden und Schweigen verursacht." Aber mit der Zeit musste er sich doch sagen, dass er sich da, wo so wenig Vertrauen, so wenig Selbstlosigkeit war, gründlich getäuscht hatte. Diese Désillusion und die Belebung der Studentenader zerstörten zusammen das Gebäude der Phantasie.

1788.

Br. An Ch. v. Stein (19. 1.): „Ich habe doch diese ganze Zeit keine Empfindung aller der Uebel gehabt die mich in Norden peinigten und lebe mit eben derselben Constitution hier wohl und munter so sehr als ich dort litt.“

An den Herzog (25. 1.): „Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den phisisch moralischen Übeln zu heilen die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten.“

An den Herzog (16. 2.): „Sie schreiben so überzeugend [de exercitio amoris], dass man ein cervello tosto seyn müsste, um nicht in den süssen Blumen Garten gelockt zu werden. Es scheint dass Ihre guten Gedanken unterm 22. Januar unmittelbar nach Rom gewürckt haben, denn ich könnte schon von einigen anmuthigen Spaziergängen erzählen. So viel ist gewiss und haben Sie, als ein Doctor longe experientissimus, vollkommen recht, dass eine dergleichen mässige Bewegung, das Gemüth erfrischt und den Körper in ein köstliches Gleichgewicht bringt. Wie ich solches in meinem Leben mehr als einmal erfahren, dagegen auch

die Unbequemlichkeit gespürt habe, wenn ich mich von dem breiten Wege, auf den engen Pfad der Enthaltsamkeit und Sicherheit einleiten wollte."

An Ch. v. Stein (29. 8.): „wie ich denn überhaupt gänzlich unnütz bin."

An Jacobi (9. 9.): „Ich bin wohl und wunderlich."

Bm. Die wichtige Stelle vom 16. 2. zeigt, dass Goethe in Rom geschlechtliche Beziehungen angeknüpft hatte. An eine Zeichnung Tischbeins ist zu erinnern. Nebenher geht das Verhältniss zu Maddalena Riggi, und gleich nach der Rückkehr tritt die Verbindung mit Christiane ein. Nachdem schon in Italien erotische Gedichte entstanden waren, klingt dann die Erregung in den sogenannten römischen Elegien allmählich ab.

Dass der Aufenthalt in Italien nicht eine neue Jugend, nicht die Wiedergeburt zum Künstler bedeutete, sondern das Ende der Jugend und den Beginn der mageren, mehr wissenschaftlich als künstlerisch gerichteten Jahre, das zeigt die Entwickelung nach der Rückkehr. Von allen Prophezeiungen Goethes in den italienischen Briefen ist nicht eine eingetroffen. Ernüchtert und trocken geworden ist der Zurückgekehrte. Freilich trat auch Aeusseres dazu, der Bruch mit der Stein, die Sehnsucht nach Rom und allerhand Missverständnisse, aber das Wesentliche ist denn doch die innere Entwickelung, das Altwerden.

1789.

Br. An Knebel (5. 1.): „Ich habe einige Tage das Zimmer, ja sogar das Bett hüten müssen.“

An Herder (10. 5.): „Ich habe mich wacker durchgehalten und bin wohl und vergnügt.“

An Ch. v. Stein: „Ich klage nicht über meine hiesige Lage, ich habe mich gut hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Clima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird.“

Ch. v. Lengefeld an Schiller (29. 12.): „Er [Goethe] war recht freundlich und zutraulich mit mir. Er ist aber doch anders geworden; ehe er nach Italien ging, war er mir doch lieber; schon der Ausdruck in seinem Gesicht, er hat an Feinheit verloren.“

Bm. Trotz vieler Unannehmlichkeiten aufrechte Haltung. Die erotische Erregung dauert an, ergreift aber sozusagen nicht den ganzen Menschen; neben ihr geht Resignation her, und die Arbeit muss als Narcoticum dienen.

1790.

Br. An Herder (3. 4.): „Meine Elegien sind wohl zu Ende; es ist gleichsam keine Spur dieser Ader mehr in mir.“

An den Herzog (22. 6.): „Eine Wunde am Fuss die mich hindert Stiefel anzuziehen wird auch biss dahin heilen.“

An Knebel: „Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft und mich wundert nur dass in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölckchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt.“

Bm. Nichts von Krankheit. Häufig Verstimmung. Ernste, arbeitsame, wissenschaftlich gerichtete Stimmung. Die erotische Erregung hat (mit den Elegien) aufgehört, und ruhige Zärtlichkeit für Christiane und ihr Kind herrscht von nun an.

1791.

Br. An Jacobi (10. 3.): „Mein Leben ist im Ganzen vergnüglich und gut, ich habe alle Ursache mit meiner Lage zufrieden zu seyn.“

An C. G. Voigt (5.): „Mein geschwollener Backen hat sich noch nicht gesetzt.“

An den Herzog (5.): „Ich sitze mit dem höllischen Feuer einer spanischen Fliege im Nacken.“

An die Herder: [Goethe] wandelt „noch mit halb verhülltem Haupte“ herum.

An Knebel (8. 8.): „Die angefangene Cur des Eger Wasser*) leidet nicht dass ich morgens ausgehe.“

Bischof Münter (5. 7.): „fand ihn sehr viel freundschaftlicher als sonst, obgleich immer noch kalt, wie er es gegen jeden ist. Er ist ein sehr unglücklicher Mensch. Muss beständig mit sich selbst in Unfrieden leben.“ (Goethe-Jahrb. XVIII p. 113. 1897.)

Bm. Im Ganzen wie 90. In das Jahr 1791 fällt der „Grosskophta“! Vielleicht sind aus der Stimmung dieser Jahre die Faustverse: „In jedem Kleide werd ich wohl die Pein“ u. s. w. hervorgegangen.

---

*) Das Eger-Wasser, das von nun an eine bedeutende Rolle in Goethes Leben spielt, ist die jetzige Franzensquelle. Der wirksame Stoff ist das schwefelsaure Natron.

1792—1793.

Br. An Christiane (10. 10. 92): „Ich habe viel ausgestanden, aber meine Gesundheit ist ganz fürtreff-lich, es fehlt mir nicht das mindeste und an Hypochondrie ist gar nicht zu denken."

Annalen: „Von diesem Jahre durfte ich hoffen, es werde mich gegen die vorigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, . . . erquicken."

Bm. Die Theilnahme an den kriegerischen Unternehmungen ersetzt einen Badeaufenthalt.

1794.

Br. An Meyer (7. 7.): „indess ich Eger Wasser trinke."

Bm. Ueber alle diese Jahre ist recht wenig zu sagen. Goethe steht aufrecht, ist unermüdlich thätig, aber etwas trocken und herb. Die Dichtungen, die er giebt, sind „Arbeiten".

1795.

Br. An Schiller (11. 3.): „Das üble Wetter und ein Rheumatism, den ich durch Verkältung zugezogen hatte, haben mich stufenweise gehindert."

An dens. (12. 5.): [Kalte Witterung und Erkältung] „brachten mir ein Flussfieber zuwege, das mir die rechte Hälfte des Kopfes sehr schmerzlich angriff und zugleich die linke unbrauchbar machte. Nun bin ich so weit wieder hergestellt, dass ich ohne Schmerzen ziemlich zufrieden in meiner Stube an die rückständigen Arbeiten gehen kann."

An dens. (16. 5.): „Mein Uebel ist wieder ziemlich vorüber."

An dens. (10. 6.): „Mir ist gleich bey meiner Rückkunft übel ergangen, ein Recidiv des Backengeschwulstes überfiel mich und da ich die Sache leicht nahm ward sie Stufenweise so arg dass ich von Humbold nicht einmal Abschied nehmen konnte."

An dens. (11. 6.): „Da ich ungeduldig bin körperlich zu leiden werde ich wohl nach Carlsbad gehen, das mich ehmals auf lange Zeit von gleichen Uebeln befreyte."

In Carlsbad (7. 7.). Trotz schlechten Wetters Zufriedenheit und „ein kleiner Roman".

An Christiane (15. 7.): „Der Brunnen bekommt mir gut und fegt alles böse aus, ich hoffe recht ausgespült zu dir zu kommen." Und Aehnliches.

1796.

T. (30. 3.): Eingenommen. Den Tag zu Hause.

Br. An Schiller (Ende Mai): „Ich befinde mich in einer wahrhaft poetischen Stimmung, denn ich weiss in mehr als Einem Sinne nicht recht was ich will noch soll."

An dens. (20. 7.): „Heute früh beym Pyrmonter."*)

An Meyer (5. 8.): Goethe klagt, dass er wegen des Krieges nicht nach Italien kommen könne. Sein Thun sei ein kümmerliches Wesen, „und doch muss ich an etwas denken, das mich zu Hause beschäftigt und mich nicht ganz verfallen lässt."

An Christiane (30. 10.): „Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren."

Bm. Im Allgemeinen herrscht 95 u. 96 Trockenheit. Zwar entsteht im Frühling 96 „Alexis u. Dora", aber von dichterischer Erregung ist wenig zu spüren. Erst im Herbste 96 findet Goethe in Jena genügende „Stimmung", den ersten Theil von „Hermann und Dorothea" zu verfassen.

*) Die Pyrmonter Quellen sind theils erdig-salinische Eisensäuerlinge, theil Soolquellen. Eisen und Kochsalz sind die wirksamen Bestandtheile.

1797.

T. (27. 2.) Wegen des Catarrs zu Hause.

Br. An Schiller (18. 1.): „wunderbare Epoche, in die ich eintrete.“

An die Fürstin Gallitzin (6. 2.): Berichtet über seine Zustände, ausser Geschäften Naturbetrachtung. „Auch verlässt mich bey diesen ernsteren und, wie es beynah scheinen sollte, trockneren Betrachtungen, die Lust und Liebe zur Dichtkunst nicht. Indem ich ganz freye Stunden abwarte in denen sie allein möglich wird, so habe ich den Vortheil dass das, was bey mir ohne mein eigenes Bewusstsein reif geworden, gleichsam von selbst abfällt und mir eine bequeme, überraschende Erscheinung giebt.“

An Schiller (27. 2.): „Aus meinen betrübten Umständen muss ich Ihnen noch einen guten Abend wünschen. Ich bin wirklich mit Hausarrest belegt, sitze am warmen Ofen und friere von innen heraus, der Kopf ist mir eingenommen und meine arme Intelligenz wäre nicht im Stande, durch einen freyen Denkactus den einfachsten Wurm zu produciren, vielmehr muss sie dem Salmiak und dem Liquiriziensaft, als

Dingen, die an sich den hässlichsten Geschmack haben, wider ihren Willen die Existenz zugestehen."

An dens. (1. 3.): „Der Catharr ist zwar auf dem Abmarsche, doch soll ich noch die Stube hüten . . dass ich für meine Theescheue durch den abscheulichsten Kräuterthee bestraft werde."

An dens. (3. 3.): Das Gedicht ist im Gange, „so verschmähen also die Musen den asthenischen Zustand nicht . . . vielleicht ist er gar ihren Einflüssen günstig."

An dens. (4. 3.): „Es kommt nur noch auf zwey Tage an, so ist der Schatz gehoben."

An Christiane (7. 3.): „Mein Catharr ist wieder ziemlich vorbey, doch hat er mich mehr als billig war geplagt."

An Schiller (26. 7.): „Die Folgen einer Erkältung hatten mich 24 Stunden sehr übel geplagt, nun bin ich aber völlig wiederhergestellt."

An Christiane (23. 9.): „es ist auch mir auf der ganzen Reise noch kein einziges [Äugelchen] vorgekommen."

An Schiller (29. 11.): Beim Eintritte in die Schweiz habe er die Elegie (Euphrosyne) erfasst, seitdem aber keine ähnliche Stimmung gehabt, das productive Ich sei beschränkt.

Bm. Im Frühjahre bei Katarrh Beendigung von Hermann und Dorothea, dann wieder Trockenheit und gute Gesundheit.

1798.

Br. An Knebel (2. 1.): „in dieser Jahreszeit bin ich ohnedies nicht zu viel Gutem aufgelegt.“

An Schiller (6. 1.): „Sie haben mir eine zweyte Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu seyn ich so gut als aufgehört hatte.“

An Christiane (Juni): Pyrmonter Brunnen.

An Schiller (6. 9.): „Aber woher die Stimmung nehmen!?!?“

An Christiane (20. 11.): „Äugelchen giebts hier [Jena] gar nicht, die alten sind abgestorben und neues ist nicht nachgewachsen.“

Bm. Gute Gesundheit und grosse Trockenheit. Goethe zwingt sich, am Faust zu schreiben, und quält sich mit der Achilleïs, aber von poetischer Stimmung ist nichts zu spüren.

1799.

Br. An Schiller (5. 1.): „Ich befinde mich nicht ganz wohl."

An C. G. Voigt (10. 1.): „Schnupfen und Pechpflaster haben sich nun bey mir eingefunden und es scheint als wenn meine Geduld in diesen Wintermonaten noch geprüft werden sollte."

An Christiane (19. 2.): „Schicke mir doch ein Stängelchen von des Doctors Pflaster, ich habe wieder einen kleinen Schweren auf den Rücken bekommen."

An Schiller (3. 3.): „Übrigens bin ich vom schlimmsten Humor."

An denselben (18. 3.): „Ueber die den Musen abgetrotzte Arbeit will ich noch nicht triumphiren" [Achielleïs].

An Christiane (7. 5.): „mit meinen Fusspromenaden will es gar nicht recht fort."

An W. v. Humboldt (26. 5.): „Diesen Winter habe ich zwar nicht leidend jedoch nicht zum besten zugebracht."

An Schiller (19. 6.): „Indessen habe ich angefangen Pyrmonter zu trinken."

An denselben (31. 12.): „Ich bin seit gestern nicht recht wohl und fast befürchte ich dass der kürzeste Tag noch Lust hat mir hinterdrein Händel zu machen."

Bm. Andauernde Trockenheit.

1800.

T. Im April sechsmal „Gebadet", im September auch sechsmal.

Br. An Knebel (1. 1.): „Du sollst bald noch andere Früchte meines Fleisses sehen, den ich so wenig als möglich unterbreche und der mein ganzes Glück macht."

An Schiller (2. 1.): „Ich bin zu Hause, nicht ganz wie ich seyn sollte."

An denselben (20. 1.): „da ich mich nicht in den besten Umständen befinde."

An denselben (22. 3.): „Leider werde ich mich einige Tage zu Hause halten müssen, denn der Doctor dringt auf eine Cur, der ich schon eine ganze Weile ausgewichen bin."

An denselben (3. 4.): „Meine Zustände sind nicht die besten."

An Ch. v. Stein (26. 4.): „Da mein Uebel nur eine Unbequemlichkeit ist, so kann man es wohl gar am Ende gewohnt werden."

Bm. Was mag das „Uebel" gewesen sein? — Im Allgemeinen scheint die Gesundheit weniger gut zu sein, die Stimmung aber ändert sich, und die Poesie kommt wieder zum Vorscheine, wie die Stelle aus dem Briefe an Knebel zeigt. Goethe schreibt am Faust, und es gelingen ihm die schönen Scenen: der Osterspaziergang und die darauf folgenden Vorgänge im Studirzimmer.

1801.

T. (3. 1.): „Vermehrte sich mein Katharr. (4. 1.) Mittag Gesellschaft, als: Hr. Hofr. Wieland, Hr. G. R. Voigt, Hr. H. R. Schiller, Hr. Prof. Schelling, welcher Gesellschaft ich aber, wegen meines vermehrten Katarrhs nicht beywohnen konnte. (5. 1.): Brachte ich meistens den ganzen Tag im Bette zu. Besuchten mich Serenissimus und Hr. H. R. Schiller. (6. 1.): Das Uebel war nicht besser und befand mich desshalb meist im Bette. (7. 1.) War die Entzündung des Auges am höchsten, so wie der Krampfhusten sehr heftig. (8. 1.): Vergangne Nacht war sehr unruhig und ohne den geringsten Schlaf noch ein starker Husten. (9. 1.): Auch diese Nacht war wie die des Donnerstags sehr unruhig. Der höchste Moment. Morgens 8 Uhr stellte sich ein 3 stündiger Schlaf ein. Die Krämpfe liessen etwas nach, auch das Auge war um $^1/_8$ Theil gefallen. (10. 1.): Vergangene Nacht ebenfalls einige Stunden Schlaf, der Husten liess nach, das Schlucken aber fiel beschwerlicher. Aller Thee wurde verbannt. (11. 1.) Vergangene Nacht war im Ganzen genommen die ruhigste von allen vorigen, auch fanden sich

3 Stunden Schlaf nach Mitternacht auf dem Bette ein. Der Tag wurde auch meist mit Schlafen zugebracht. (12. 1.): Diese vergangene Nacht war sehr unruhig und ohne Schlaf, mit einem abermaligen trocknen Husten verbunden. Der Morgen war wieder leidlich, der übrige Tag wurde meist mit Schlafen zugebracht. (13. 1.): Die vergangene Nacht war schlaflos aber doch nicht ohne Transpiration, so dass den Tag über es ganz leidlich ging. (14. 1.): Vergangene Nacht wurde meist mit schlafen zugebracht. Die Transpiration fortgesetzt und der Morgen war sehr erträglich. (15. 1.): Diese Nacht war ebenfalls nicht ohne Schlaf und alles ging seinen guten Gang weiter fort. (16. 1.): Wie gestern. (24. 1.): Abends ging das Auge zum ersten Male auf. (2. 2.); Mittags spaziren gefahren. (11. 2.): Hofr. Stark, das Auge zu verbinden."

Im Juni Reise nach Pyrmont. Bemerkungen über Trinken und Baden.

In den Annalen eingehende Beschreibung der „grimmigen" Krankheit. Goethe glaubt, er habe sich im December 1800 während der Arbeit am Tancred in dem kalten Schlosse in Jena erkältet. Peruvianischer Balsam mit Opium und Myrrhen beseitigte Husten und Auswurf, als aber Goethe mit Schelling nach Weimar zurückkehrte [26. 12.], kam der Katarrh mit verstärkter Gewalt wieder, und Goethe gerieth in einen Zustand, der ihm die Besinnung raubte.

Ferner heisst es in den Annalen: „Schon am 7. 2. regte sich in mir die productive Ungeduld; ich nahm den Faust wieder vor." [Er begann auch die

natürliche Tochter.] ... „Nach einer so hoch entzündlichen Krankheit mich abermals im Brown'schen Sinne einem so entschieden anregenden Bade zu zu schicken, war vielleicht nicht ein Zeugniss richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, dass mich Nachts die heftigste Blutbewegung nicht schlafen liess, bei Tage das Gleichgültigste in einen excentrischen Zustand versetzte." [In Göttingen Störungen der Nachtruhe durch greulichen Lärm.] „Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung zu treten."

Br. An Elisa Gore (17. 1.): „Nach einer schrecklichen Krise der Natur, in welcher sich das Individuum zu verlieren schien und welche etwa zehen Tage mag gedauert haben, befinde ich mich wieder ganz leidlich und ich könnte sagen wohl, wenn nicht die Geschwulst des linken Auges mich noch an die Gewalt des vergangenen Uebels erinnerte."

An die Mutter (1. 2.): „Das Übel hat mich freylich nicht ganz ungewarnt überfallen, denn schon einige Zeit war es nicht völlig mit mir wie es seyn sollte. Hätte ich im vorigen Jahre ein Bad gebraucht wie ich in früheren Zeiten gethan; so wäre ich vielleicht leidlicher davon gekommen; doch da ich nichts eigentliches zu klagen hatte; so wussten auch die geschicktesten Aerzte nicht was sie mir eigentlich rathen sollten und ich lies mich von einer Reise nach Pyrmont, zu der man mich bewegen wollte, durch Bequemlichkeit, Geschäfte, und Oekonomie abhalten, und so blieb denn die Ent-

scheidung einer Crise dem Zufall überlassen. Endlich, nach verschiednen katharralischen Anzeigen, zu Ende des vorigen Jahrs, brach das Übel aus, und ich erinnere mich wenig von den gefährlichen neun Tagen und Nächten, von denen Sie schon Nachricht erhalten haben. Sobald ich mich wieder selbst fand ging die Sache sehr schnell besser, ich befinde mich schon ziemlich bey körperlichen Kräften und mit den geistigen scheint es auch bald wieder beym alten zu seyn. Merkwürdig ist dass eine ähnliche Kranckheit sich theils in unsrer Nähe, theils in ziemlicher Entfernung in diesem Monate gezeigt hat.“

Auch an Schelling (1. 2.) und an Reichardt (5. 2.) berichtet Goethe über die Krankheit.

An Schiller (11. 2.): „Nun kann ich heute nicht ausfahren, weil Starke heute früh eine etwas schmerzliche, ich hoffe aber die letzte Operation am Auge vorgenommen und mir das Ausgehen wegen der Kälte verboten hat.“

An den Herzog (9. 3.): „Geschwulst und Missfarbe des unteren Augenlids haben sich noch nicht ganz verloren.“

In den Briefen wird wiederholt das Gefühl der Genesung, aber zugleich einer gewissen Schwäche erwähnt. In Pyrmont tritt Verstimmung ein (schlechtes Wetter, Langeweile).

An Christiane (26. 6.): „Die Kur wird mir hoffentlich gut bekommen, ob sie mir gleich beym Gebrauch unbequem ist, indem sie mir den Kopf einnimmt und mich nicht das mindeste arbeiten lässt.“

An dies. (30. 6.): „Es wäre hier auch ganz artig, wenn nur nicht wie gesagt der Brunnen einen so gewaltig angriffe."

An dies. (12. 7.): „Von Augelchen war wohl manches artige hier, es will aber mit mir nicht recht mehr in den Zug kommen."

An dies. (24. 7.): „Obgleich Pyrmont mich nicht gänzlich von meinen Übeln befreyt hat; so muss ich doch hoffen dass (wie die Ärzte sagen) die beste Wirckung nachkommt."

Am 24. 10. auffallend zärtlicher Brief an Silvie von Ziegesar.

Gespr. Am 28. 5. 1825 sprach Goethe mit dem Canzler über seine „tödtliche Krankheit i. J. 1800 [1801], die blos aus einem Brownianischen zurückgetriebenen Katarrh entstanden" sei.

Bm. Früher habe ich, verleitet durch den Brief der Stein, angenommen, Goethe habe 1801 an Erysipel gelitten. Aber es ist nach Goethes eigenen Aeusserungen ganz unwahrscheinlich. Die Rose war auch damals eine bekannte Krankheit, und Goethe würde nicht verfehlt haben, auf die charakteristische Hauterkrankung hinzuweisen. Ausser dem Erysipel scheint einem zunächst nur noch eine einzige Krankheit in Betracht zu kommen, das ist die epidemische Cerebrospinalmeningitis.

Die epidemische Meningitis ist zuerst 1805 in und um Genf beschrieben worden. Wenn auch Beschreibungen aus Deutschland viel später erschienen sind, so ist die Krankheit doch wahrscheinlich schon

viel früher vorhanden gewesen, ohne erkannt zu werden.

Hier aber scheint alles zu stimmen: Der Beginn mit Benommenheit, die lange Bewusstlosigkeit, das Auftreten ähnlicher Erkrankungen zu gleicher Zeit. Wahrscheinlich hat ein starker Herpes facialis die Krankheit begleitet, wie es sehr oft vorkommt, und auch die Augenschädigung ist am wahrscheinlichsten als Herpes der Lider zu fassen. Kleine Abscesse mögen sich am Lide gebildet haben, und gegen sie sind wohl die „Operationen" Starks gerichtet gewesen.

Jedoch bei näherer Ueberlegung muss man sich sagen, dass die Diagnose einer leichten epidemischen Meningitis in Goethes Falle allzu kühn ist. Es kommen auch meningitische Erscheinungen bei Influenza und bei Pneumonie vor (der sogenannte Meningismus) und auch in diesen Zuständen tritt die Herpes auf. Am ehesten möchte eine Influenza mit Meningitis-Symptomen und starkem Herpes anzunehmen sein.

Nach der Krankheit bestehen dichterische Erregung und grosse Nervosität. Der zweite Monolog und der Ostermorgen im Faust sollen aus dem Frühjahre 1801 stammen. Ganz merkwürdig ist die krankhafte Aufregung während der Sommerreise.

1802.

T. Vom 28. 6. bis 15. 8. siebzehnmal „Gebadet“, theils in Lauchstädt, theils in Jena, zweimal auch in Weimar.

Br. An Schiller (19. 1.): „In Jena, in Knebels alter Stube, bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raum, auf dieser Erde, so viel productive Momente verdanke.“

An dens. (9. 3.): Gegenwärtig hier eine lustige und gesellige Epoche. „Dagegen kann ich noch keine productiven Momente rühmen, die sich überhaupt immer seltner machen.“

Bm. Gute Gesundheit. Andauernde Trockenheit.

1803.

Br. An W. v. Humboldt (27. I.): „Eine Indisposition, die mich übrigens an einer leidlichen Stubenexistenz nicht hindert, hält mich, seit dem Anfange dieses Jahrs, zu Hause.“

An Christiane (14. 7.): „Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schue, von denen du mir schreibst, dass ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann.“

An Schiller (13. 12.): [Furcht vor dem Besuche der Staël.] „Ich habe, besonders in diesem bösen Monat, nur gerade so viel physische Kräfte um nothdürftig auszulangen.“

An dens. (20. 12.): „Gerade zu einer Zeit, die mir die verdriesslichste im Jahre ist; wo ich recht gut begreife wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschiessen liess, bloss weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre dass er begraben wird.“ —

1803.

Christiane an Nic. Meyer (21. 4.): „Ich lebe aber wegen des Geheimraths sehr in Sorge, er ist manchmal ganz hypochonder (‚hübekonder') und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so thue ich Alles gern.“

Bm. Im Allgemeinen gute Gesundheit. Andauernde Trockenheit. Viel Streitigkeiten und beträchtliche Gereiztheit.

1804.

T. (3. 1.): „Brachte ich den ganzen Tag im Bette zu.“ (4. 1.): „Auf meinem Wohnzimmer.“ (5. 1.): „Wie gestern.“ (8. 1.): „War Herr Hofr. Stark hier.“ (9. 1.): „Meistens im Bette zugebracht.“ (26. 1.): „Mittag spazieren gefahren.“

Br. An Schiller (14. 1.): „Ich fühle jetzt erst dass ich schwach bin ... Da ich jetzt krank und grämlich bin.“

An J. v. Müller (22. 1.): „Eine kleine Unpässlichkeit hält mich zu hause“.

An Christiane (17. 7.): „Ich habe mich lange nicht so wohl befunden als diese Tage her.“ —

H. Voss d. j. (12.): „Diese beiden Monate (bis zu Ende Januar) sind Goethes ‚Faullenzermonate‘. Er kränkelt da fast jedes Jahr, ohne eben krank zu sein, ist aber dabei äusserst gesellig und liebenswürdig. Denn, selbst unfähig zu arbeiten und zu schaffen, lebt er in dieser Zeit für häusliche Geselligkeit.“

Christiane an Nic. Meyer (2.): „das beste ist, dass der Geheimrath jetzo wieder recht heiter und vergnügt ist, diesen Anfang vom Jahre aber war er wieder sehr krank.“

Bm. Im Allgemeinen gute Gesundheit. Andauernde Trockenheit.

1805.

T. (11. 1.): „befand mich nicht wohl“. (12. 1.): „blieb im Bette“. (22. 1.): „Bisher Krankheit und Reconvalescenz.“

In den Annalen werden im Anfange des Jahres störende körperliche Gebrechen erwähnt. Aus der Zeit nach Schillers Tode heisst es: „unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die meisten Blätter deuten auf einen hohlen Zustand.“

In Halle trat, als Goethe Galls Vorträge hörte, das Uebel wieder auf. Nach geistiger Anstrengung und geselligem Wohlleben „überfiel mich ganz unversehens der Paroxysmus eines herkömmlichen Uebels, das von den Nieren ausgehend sich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome schmerzlich ankündigte.“ Es wird die Behandlung Reils erwähnt, der ein schriftliches Gutachten abgab. Goethe sagte 1825 zum Canzler, Reil habe seine Nierenkrämpfe aus katarrhalischem Stoff hergeleitet.

Br. An Schiller (17. 1.): „Ob nun nach der alten Lehre die humores peccantes im Körper herumspazieren, oder ob nach der neuen die verhältnissmässig schwächeren Theile in Désavantage sind, genug bey mir hinkt es bald hier, bald dort, und sind die Unbequemlichkeiten aus den Gedärmen ans Diaphragma, von da in die Brust, ferner in den Hals und so weiter ins Auge gezogen, wo sie mir denn am allerunwillkommensten sind."

An Ch. v. Stein (15. 2.): „dem sein kümmerliches Halbdaseyn gerade in diesen Tagen recht verdriesslich ist."

An Schiller (22. 2.): „Mit mir ist es wieder zur Stille, Ruhe und Empfänglichkeit gelangt. Hervorbringen aber kann ich noch nichts." In der Folge wiederholt die Reconvalescenz erwähnt.

An Schiller (25. 4.): „Uebrigens geht es mir gut, solang ich täglich reite."

An Marianne v. Eybenberg (26. 4.): „Als Hauptkur hat man mir das Reiten empfohlen."

An Ch. v. Stein (4. 6.): „Meine Zustände kann ich nicht rühmen."

An J. H. Meyer (22. 7.): „In meinen Krankheitszuständen hat sich einiges geändert; ob es zum besseren führt, wüsste ich nicht zu sagen."

An den Herzog (10. 8.): „Das auf Starckens Anrathen gebrauchte Tusch-Bad, das auf Reils Vorschlag genommene Eger-Wasser sind mir sehr wohl bekommen und wenn ich nicht mich und die Theilnehmenden abermals mit falschen Hoffnungen zu

täuschen fürchtete; so würde ich mein jetziges Befinden gegen das vorige loben und erheben. An Reil habe ich einen sehr bedeutenden Mann kennen lernen; er beobachtete meine Uebel vierzehn Tage ohne ein Recept zu verschreiben, als etwa eins das er selbst für palliativ erklärte. Tröstlich kann es für mich seyn, dass er gar keine Achtung vor meinen Gebrechen haben will und versichert das werde sich alles ohne grossen medicinischen Aufwand wieder herstellen."

An F. A. Wolf (5. 9.): „Das Bad [Lauchstädt*)] und seine Pritsche greift denn auch an."

An Eichstädt (31. 12.): „Die kurzen Tage haben mir so übel mitgespielt und seit dem Vergnügen Sie zu sehen, hatte ich wenig gute Stunden." —

Christiane an Nic. Meyer (12. 4.): „Der Geheimrath hat nun seit $^1/_4$ J. fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden (‚Prrioden'), wo man denken muss, er stirbt ... (Sie sei vor zwei Tagen mit August nach Erfurt gefahren) „Ich war kaum ein paar Stunden (‚bar Stude') da, als ich einen Boten erhielt, dass er sich sehr übel befände; ich reiste gleich zurück und fand ihn sehr schlecht. Jetzo ... befindet er sich durch Hülfe des H. Hofr. Stark besser, aber nicht ausser Bette und stelle mir nichts gutes vor. Ich glaube die Aerzte kennen seine Krankheit nicht recht, oder es ist ihm nicht mehr zu helfen. Ich weiss gar nicht was ich denken soll, der Zufall kommt gewöhnlich alle vier Wochen mit den grössten Schmerzen, wobei er ge-

*) Erdig-salinische Eisenquelle.

wiss noch unterliegen muss. Ich glaube es sind Hämorrhoidalumstände ('hemeroldalumstän'), denn der Schmerz ist im Unterleibe, aber Stark will nichts wissen ... Der Geheimrat hat es nicht gern, wenn ich was von seiner Krankheit schreibe." (2. 7.): „der Geheimrath befindet sich wieder etwas besser, aber das Uebel kommt doch immer wieder und man ist sozusagen keinen Augenblick sicher davor."

H. Voss d. j. (Februar): „Du wirst nichts von meiner Bangigkeit um Goethe geahnt haben und von seinen grossen Leiden. ‚Ich selbst', sagte er neulich, ‚wusste besser, wie es mit mir stand, als es nur ein Arzt vermuthen konnte'. Stark kam aus Jena, es war am Freitag [8.] Abend, der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da ... Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter geworden, und der Geliebte hatte über die Hälfte der Nacht ruhig geschlafen.... Die Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag wachte ich bei ihm ... Als er um zwölf Uhr zum ersten Male aufwachte, fragte er mit ängstlicher Stimme: ‚hab ich auch wieder im Schlafe gesprochen?' [Nein] ‚Gut', sagte er, ‚das ist wieder ein Schritt zur Besserung.' Wenn ich ihm dann recht schmeichelte, so nahm er jedesmal ganz geduldig seine Medizin, aber mit innerer Ueberwindung. Nun sollte ich ihm aber auch den Leib mit scharfem Spiritus einreiben, und, wie der Arzt befohlen hatte, zweimal des Nachts. Dazu konnte ich ihn nur mit Mühe bringen ... sagte er endlich ganz ruhig: ‚Nun

denn im Namen Gottes'. .. Zwei Tage nach jener Nacht [12.] stand er zum ersten Male wieder auf und ass ein gesottenes Ei."

... „Gestern (8. 3.) haben wir wieder einen jammervollen Tag gehabt. Goethe bekam ein gefährliches Recidiv ... (Nach 11 Uhr am 7.) bekommt Goethe die unerträglichsten Leibschmerzen, die bis zwei Uhr zunehmen ... Der Zustand nun dauerte fort bis gestern Nachm. fünf Uhr, da nahm er ein Bad, äussere Umschläge und dergleichen, und fing nun erst an sich allmählich wieder zu erholen." (Folgt die Schilderung von Schillers Tod und Goethes Schmerz darüber) „doch am 18. Mai ging ich mit Goethe im Park spazieren, da war er in einem bewegten Zustande, wie ich ihn nimmer gesehen habe. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, dass mein Vater nach Heidelberg gehen würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters, alles lag schwer auf seinem Gemüth. Da redete er im Gefühl der tiefsten Leidenschaft; er sprach Worte, die mir durch Mark und Bein gingen. ‚Schillers Verlust', sagte er u. a., und dies mit einer Donnerstimme, musste ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht' ... Ich musste weinen vor Wehmuth, und Goethe weinte auch." .. „Goethe hat vorigen Sonnabend [22. 6.] einen Anstoss seiner Krankheit gehabt, aber schon wieder schwächer als das letzte Mal. Starks Prophezeiung trifft ein: die Anfälle kehren von

Zeit zu Zeit seltener und schwächer zurück, ehe sie ganz aufhören. Nur zwei Stunden hat Goethe gelitten, dann ruhig geschlafen, und am andern Morgen ist er wieder spazieren gegangen."

Riemer an Fromann (5. 8.): „Die Tuschbäder bekommen ihm sehr wohl. Er hält auf Diät und isst des Abends nichts, ausser Thee und vielleicht späterhin eine Suppe. Aber lange wird es wohl nicht dauern: denn der Hausgeist wird ihm so lange zureden, dass der Thee ihn schwäche und er etwas ordentliches geniessen müsse etc., wie wir es schon erlebt haben." (16. 11.): „Goethe hat sich auch einen steifen Hals am Hofe gehohlt und war gestern Nacht recht krank."

In den **Gespr.** eine Reihe von Aeusserungen, die Vulpius über Goethes Anfälle gethan hat, die aber nichts neues bringen. Am 18. 5. sei Stark um Mitternacht von Jena geholt worden. Die Aerzte meinten, Goethe halte sich im Essen und Trinken nicht nach ihren Vorschriften. Es handle sich um „böse Hämorrhoidal-Zufälle."

1806.

T. (3. 2.): „Ueble Nacht. Verlohrener Tag.“ (27. 2.): „Eintretendes Uebel“. (28. 2.): „Böse Nacht. Meist verlohrener Tag.“ (25. 5.): „Ueble Nacht. Verlohrener Morgen.“

(Juli): In Carlsbad Sprudel und andere Brunnen getrunken. (August und September): „Egerwasser getrunken“.

Br. An J. v. Müller (1. 1.): „oft [im vergangenen Jahre] war ich krank und stumpf und habe viel gelitten.“

An Ch. v. Stein (4. 3.): „Vom Donnerstag auf den Freitag habe ich mehr als billig ist gelitten.“

An dies. (6. 3.): „Die Erhohlung vom Uebel ist selbst eine traurige Sache, wenn sie und ein Acheminement zu neuen Uebeln zu seyn scheint. Ehestens komme ich angeschlichen.“

An Knebel (14. 3.): „Da ich fast nichts mehr als Fleisch und Wein geniesse“.

An Zelter (2. 6.): „Ich habe mich die Zeit leidlich befunden und bin wenigstens mässiger von meinen Uebeln heimgesucht worden.“

An Christiane (3. 7.): „Das gewaltsame Rütteln und Schütteln auf der Reise [nach Carlsbad] hat, glaube ich, schon die Hälfte der Kur vollbracht."

Aus Carlsbad wiederholt Bemerkungen über gutes Befinden. Z. B. an Christiane (21. 7.): „Indessen ist es mir sehr wohl gegangen. Ich habe ohne Arzney mit Wassertrinken und Baden mich hingehalten und keinen Anfall von Schmerzen gehabt."

An C. G. Voigt (16. 10.): „In dem schrecklichen Augenblicke ergreift mich mein altes Uebel."

An Schelling (31. 10.): „Meine Gesundheit hat kaum gewankt, und ich befinde mich seit meiner Rückkehr von Carlsbad so wohl, als ich nur wünschen darf."

An Cotta (9. 12.): „Uebrigens habe ich das Glück mich in diesem Winter wohl zu befinden, wenigstens von keinen Uebeln beladen zu seyn, die mich zurückwerfen und unthätig machen."

An den Herzog (12.): „Gern sag ich desswegen dass Carls-Bad mir sehr wohl gethan hat, dass ich keinen Haupt Anfall diesen Winter erlitten. Aber erlitten habe ich etwas vom 14. Octbr. an, auch etwas physisches das mir noch zu nahe steht um es ausdrücken zu können. Geb uns allen der Himmel Jahre um diesen Gegenstand in den Sehewinkel zu bringen." [Impotenz?] —

Christiane an N. Meyer (Anfang d. J.): „Mit dem Geheimrath geht es wieder leidlich (lietlich), aber ich fürchte auch nur, dass es Flickwerk ist."

H. Voss d. j. (1.): „Goethe ist nicht wie er sein sollte. Seine Nieren sind wahrscheinlich desorganisirt. Er hat täglichen Blutabgang durch den Urin; oft aber stockt dieser, und dann ist er sehr krank. Ich glaube, dass er alt werden kann, aber gesund wird er nie wieder. Gott erhalte ihm nur seine frohherzige Laune. Neulich sagte er: ‚Wenn mir doch der liebe Gott eine von den gesunden Russennieren schenken wollte, die zu Austerlitz gefallen sind!' Das Schauspiel besucht er fleissig, auch geht er jeden Tag im Park spazieren."

Ch. v. Stein: „Goethe ist wieder recht krank. Seine Krankheit ist periodisch; er bekommt sie alle 3 oder 4 Wochen. Er sagte mir, er nehme jetzt Bilsenkraut*) statt Opium dafür; die thäte ihm besser."

Bm. Während der Jahre 1805 und 1806 nehmen die Schmerzanfälle das Interesse hauptsächlich in Anspruch. Wir erfahren durch Goethe selbst, es habe sich um ein Nierenleiden gehandelt. H. Voss fügt hinzu, der Urin sei bluthaltig gewesen, also ist, wenn man von Seltenheiten absieht, die Annahme von Nierensteinen am wahrscheinlichsten. Es bilden sich Concremente im Nierenbecken, sie können dort blutige Verletzungen und Schmerzen hervorrufen, sie können in den Harnleiter gelangen, da eingeklemmt werden und heftige Schmerzen bewirken, sie können auch weiterhin in den harnleitenden Wegen Störungen machen.

---

*) Wahrscheinlich Extractum Hyoscyami (0,2 pro dosi, 1,0 pro die!), das früher als Sedativum gebraucht wurde.

Weintrinken ist am häufigsten Ursache der Nierensteine. Da Goethe ein starker Weintrinker war, stimmt die Sache. Nun wird allerdings niemals gesagt, dass ein Stein oder Bröckchen von Steinen abgegangen seien. Auch ist auffallend, dass Goethen das Schütteln beim Reiten und Fahren, das gewöhnlich Anfälle hervorruft, wohlgethan hat. Wir kommen also auch hier nicht recht ins Klare. Es scheint, dass die Nierenschmerzen im Jahre 1813 zuletzt erwähnt werden.

1807.

T. (9. 1.) „Nicht zum besten befunden, deswegen Nachmittags lavirt. Abends zeitig zu Bette." (10. 1.) „Wegen üblen Befindens etwas länger im Bette." (25. 1.) „Abends zu Hause, da ich mich nicht zum besten befand." (16. 4.) „Gegen Abend unwohl und Anfall des alten Uebels."

(29. 5.) Goethe steht am ersten Morgen in Carlsbad um 5 Uhr auf und trinkt sechs Becher Sprudel.

(Juli.) Im Juli zunehmende Aufheiterung. In das Tagebuch werden einige etwas unanständige Geschichtchen eingetragen.

(December.) Wiederholt „Lange im Bette." Am 16. Sonnett auf Minchen Herzlieb.

Br. An C. G. Voigt (11. 1.): „Schon seit 14 Tagen quäle ich mich mit den Symptomen meines alten Übels, die zwar nicht heftig, aber doch verdriesslich und bänglich sind, weil man von Augenblick zu Augenblick das Schlimmste erwarten kann."

An dens. (17. 4.): „Das Übel diesmal sehr heftig hat sich bald entfernt."

An Ch. v. Stein (18. 4.): „Das Fallen des Barometers hat sich auch an meinem Unglauben gerächt indem es mir ein grosses Übel angedeutet hat. Von Vorgestern auf gestern hatte ich einen Anfall so heftig als je. Es war in der letzten Zeit so viel zusammen gekommen und ich hatte mich nicht geschont."

An C. G. Voigt (7. 5.): „Leider helfe ich mir seit dem letzten Anfall meines Uebels nur von einem Tage zum andern fort."

An Christiane (2. 6., von Carlsbad): „dass ich mich sehr wohl befinde; an Leib und Seele unvergleichlich besser, als da ich von Hause wegging."

An dies. (18. 6. u. 24. 6.): Dr. Kapp von Leipzig hat eine veränderte Cur angerathen (nicht Sprudel, sondern Schlossbrunnen, wenig Trinken, Baden, strenge Diät etc.). Sie schlage sehr gut an. Zu Hause solle Goethe nach Kapps Rath Spaawasser*) trinken. An dieselbe (16. 7.): Dr. Kapp und Dr. Mitterbacher von Carlsbad haben nach Beendigung der eigentlichen Brunnenkur „mir eine Arzney verschrieben, die ganz wunderwürdige Wirkungen gethan hat. Ich befinde mich seit den letzten acht Tagen so wohl, als ich mich in Jahren nicht befunden habe."

An Zelter (27. 7.): „Ich kam nach Carlsbad in dem übelsten Befinden, das sich durch einen zwar gewöhnlichen, aber für meine Zustände nicht passenden, schlendrianischen Gebrauch des Wassers anfänglich so vermehrte, dass ich in einen höchst

*) Erdig-alkalische Eisensäuerlinge.

peinlichen Zustand gerieth. Durch eine Abänderung der Cur . . . wendete sichs auf einmal ins Bessere; wobey es denn auch schon sechs Wochen anhaltend verharrt."

An dens. (30. 8.): „Meine Gesundheit ist leidlich und bey einem sehr strengen diätetischen Verhalten kann ich meine Zeit sehr wohl nutzen."

An v. Reinhard (28. 9.): „Im Ganzen habe ich jedoch . . . seit einiger Zeit wieder guten Muth. Es scheint, dass die menschliche Natur eine völlige Resignation nicht allzulange ertragen kann."

An N. Meyer (7. 10.): „Von meinem Carlsbader Aufenthalt kann ich nur Gutes erzählen. Es ist mir daselbst recht wohl gegangen und bis jetzt empfinde ich noch immer erwünschte Folgen." Aehnlich an denselben am 4. 11. —

Riemer an Frommann (28. 1.): „Unser theurer Goethe ist seither nicht ganz wohl. Er will zwar nicht, dass man es laut werden lasse ... Es sind die schlimmen Monate gerade; und es kommt so vieles zusammen, was auf ihn nicht zum besten einwirkt."

(18. 4.): Ueber den Anfall im April.

Knebel an seine Schwester (22. 5.): „Wir haben Goethe noch hier [Jena] und er wandelt in seiner halben Hypochondrie, wie er sie nennt, unter uns herum."

Riemer an Frommann (14. 10.): Goethe halte strenge Diät, trinke weniger Wein und Spaawasser.

Bm. Nach den langen Jahren der Trockenheit setzt in der zweiten Hälfte von 1807 neue Erregung ein. Wohlbefinden, dichterische Thätigkeit, leichte erotische Erregung beginnen in Carlsbad. Im Herbste verliebt sich Goethe in Minna Herzlieb. Auf diese Tage beziehen sich offenbar die Worte, die er am 6. 11. 1812 an Christiane schrieb: Minchen sei immer noch so hübsch, „dass ich mir gar nicht übel nehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben." Als Goethe am 18. 12. 1807 mit Riemer von Jena zurück nach Weimar fuhr, erzählte er ihm, wie er sich in Lili verliebt habe.

1808.

T. (1. 5.) Goethe erzählt Riemern auf der Fahrt von Jena nach Weimar die erste Hälfte der Wahlverwandtschaften.

In Carlsbad wird an dem Romane gearbeitet. Goethe verkehrt auffallend viel mit Ziegesars und macht Spaziergänge mit Silvie Ziegesar allein. Er nennt sie im Tagebuche „S.“ An ihrem Geburtstage macht er ein Gedicht. Nach ihrer Abfahrt nach Franzensbad schreibt er an sie. Dann reist er nach. Er nennt Ziegesars, wie später Lewetzows, schlechtweg „die Familie.“ Am 10. 7.: „Mit der Familie gegessen.“ Am 14. 7.: „Mit S. ins Bosket.“ Jedes Unwohlsein Silviens wird verzeichnet. 18. 7. „Mit S. hinter den Häusern spazieren.“ 21. 7.: „Silvien aus dem Tasso vorgelesen ... Kästchen eingepackt. Vorher! Abschiede. Um 9 Uhr abgefahren.“ Auf der Rückreise im September besucht Goethe Ziegesars in Hummelshain.

Br. An Jacobi (11. 1.): „Ich befinde mich diesen Winter besser, als seit langer Zeit.“

An Ch. v. Stein (Februar): „Mit mir will es nicht

recht fort! Ich wollte ich könnte auch einen Bildhauer bestellen der mich restaurirte."

An den Sohn (3. 6.): „Ich befinde mich sehr wohl, besser als seit langer Zeit, und besteige die Berge wie ehedem."

An Christiane (15. 6.): „Da ich mich diesmal so wohl in Carls-Bad befinde und überhaupt, mich hier sehr glücklich fühle" . . . „in Gesellschaft der alten Äuge chen."

Die Briefe an Silvie müssen im Original gelesen werden, damit die Liebeserregung deutlich empfunden werde. Man lese besonders: (22. 7., früh sechse); hier lautet der Schluss: „Liebe, liebe Silvie". Ferner: (15. 10) mit dem Schlusse: „Adieu, süsses Kind!"

Auch die Briefe an andere Damen, Frl. v. Knabenau, Fr. v. Eybenberg, sind erregter und schalkhafter als sonst.

An Christiane (31. 10.): „ein Carlsbader Äugelchen Pauline Gotter" [ist hier]. —

Riemer an Frommann (16. 4.): „Es ist noch ein gichtisches Übel dazu gekommen, oder vielmehr der Antheil Gicht bey dem bisherigen hat sich auf die Beine geworfen, welches ihm grosse Schmerzen macht und weswegen er je eher je lieber ins Bad eilt." (20. 4.) „Ohne bettlägrig zu seyn, fühlt Goethe denn doch alle Tage, gewöhnlich Mittags und Abends, wie man seinem Gesicht und sonstigen Gebärden abmerken kann, grosse Schmerzen. Es ist auch noch eine Art von Gicht, die ihn an den Schienbeinen sehr incommodirt."

(21. 9.): „Den Nachmittag aber kam die Trauerpost, dass seine Mutter gestorben sey. Es hat ihn natürlich sehr betrübt; und wir vermeiden alles, was den Schmerz in ihm erneuern kann. Sonst ist er wohl und es hat keine körperlichen Folgen gehabt."

Gespr. Riemer (30. 8.): „Ueber eine Geschichte in Castischem Geschmack und höchst moralisch."

Pauline Gotter schrieb im März 1810 über Goethe an Schelling, und es ist zu vermuthen, dass sich ihre Worte auf 1808 beziehen: „Die Gewalt seines Feuers und seiner Lebhaftigkeit habe ich wohl in einzelnen Momenten, aber nie so anhaltend wie damals gesehen; er vergass sich ganz, liess seine ganze Stimme ertönen und schlug immer mit den Händen auf den Tisch, dass die Lichter umherfuhren; es war eine wahre, unbedingte Lustigkeit."

Bm. Die Winter-Klagen sind geringfügig. Die dichterische Thätigkeit hält an, ebenso die erotische Erregung. Bemerkenswerth ist, dass das Gedicht „Das Tagebuch" im Jahre 1808 entstanden ist. Auch der grosse Theater-Ärger im Herbste scheint die gute Stimmung nicht zu beeinträchtigen.

1809.

T. 29. 4.): „Abend und Nacht schlimm zugebracht.“ (12. 5.) „Eger Wasser.“ (4. 8.) „Zum ersten Mal gebadet.“ Dasselbe am 7. 8. 10. 17.

(21. 9.) „Befand mich nicht ganz wohl, doch ging der Anfall bald vor bey.“

(27. 11.) „Litt an einem dicken Backen.“ (5. 12.) Abends starker Katarrh. (6. und 7. 12.) „Im Bett zugebracht.“ (12. 12.) „wieder im Garten spazieren.“ (18. 12.) „Schlimme Nacht.“

Br. An Ch. v. Stein (16. 1.): „Es geht mir aber nicht sonderlich und ich habe Ursache, mich sehr in Acht zu nehmen.“

An Dr. Kapp (23. 1.): „Mit Vergnügen kann ich melden, dass ich die trüben und kurzen Tage ganz leidlich überstanden habe.“

An Silvie (22. 1.): „Mir geht es ganz gut, meine Gesundheit hält sich.“

An Christiane (30. 4., von Jena): „Schon vier Wochen, wie leicht zu bemerken war, befinde ich mich nicht sonderlich wohl, und in den letzten Tagen habe ich mich mehr als billig angegriffen ... Leider

griff mich das Übel schon den ersten Abend an, das ich unterwegs beym Fahren schon empfand. Leider war Starke der Onkel und auch der Neffe nicht hier; doch sah ich mich für die Nacht vor mit allerley Salben und Balsamen und bin noch so ganz erträglich durchgekommen. Ich bin auch heute schon wieder auf und will mich diät und ruhig halten."

In den folg. Briefen wird der Anfall oft erwähnt. So an Ch. v. Stein (9. 5.): „ist es mir zum Eintritt hier gleich sehr übel gegangen, indem ich einen Anfall erleiden musste von dem ich nun drey Jahre*) befreyt geblieben." An Christiane (10. 5.): „Ich fühle erst, wie nothwendig ich es habe mich von einem so langen und verdrüsslichen Winter zu erholen und mich noch überdiess von einem neuen unerwarteten Anfall herzustellen."

An Christiane (25. 7.): „dass es mir ganz wohlgeht." An dies. (8. 9.): „Ich befinde mich ganz leidlich, muss aber auf eine pedantische Weise meine Diät und andre Lebensordnung halten."

An dies. (22. 9.): Er habe um Besuchender willen ein Unwohlsein nicht beachtet. „Da ich mich aber zwang bey Tische zu erscheinen; so wurde mirs zuletzt so schlimm dass ich fortgehn musste und nicht Abschied nehmen konnte. Doch bin ich durch die Beyhülfe unseres Starke diessmal ziemlich schnell über die Sache hinausgekommen und habe die Nacht ganz

*) Seltsame Täuschung.

gut, obgleich unterbrochen geschlafen.“ Der Anfall wird in der Folge wiederholt erwähnt.

An C. G. Voigt (26. 9.): „Ich habe bei dieser Gelegenheit die Nähe unsres Starke gesegnet, der mir geschwinder über die schlimmen Augenblicke hinausgeholfen hat; aber das Böse bleibt immer dabey, dass viele Tage dazu gehören, wenn die gewaltsame Wirkung weniger schmerzlicher Augenblicke wieder ins Gleichgewicht soll gebracht werden.“

An Christiane (30. 9.): „Mir geht es wieder ganz leidlich.“

An C. G. Voigt (23. 12.): Er habe nicht kommen können. „Leider hält mich nach manchem Leiden eine grosse Schwäche zurück.“

Aehnlich an den Herzog (25. 12.): „Mein Befinden ist aber gar zu schwankend, das geringste Unternehmen bringt mich aus dem Gleichgewicht.“ —

Riemer an Frommann (12. 12.): Über den heftigen Katarrh, der zwei Nächte lang grosse Brustschmerzen verursacht habe.

Bm. Die Erregung klingt ab. Die Briefe, besonders die an Silvie, werden ruhiger. Mit einiger Mühe wird vom April an die zweite Hälfte der Wahlverwandtschaften beendigt. In den Annalen stehen die berühmten Worte: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schliessen scheut, ein Herz das zu genesen fürchtet.“ Es ist gut, dass er es sagt, denn vielleicht würde es niemand aus dem Roman erkennen.

1810.

T. (9. 7.): „Nach Tische nicht ganz wohl; schlechter Abend und Nacht." (10. 7.) „Ausgeruht."

In den **Annalen** wird im Sommer die triebartige Neigung zum Zeichnen landschaftlicher Gegenstände erwähnt. „Gleichermassen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, sodass ich Gegenden, von denen im Gespräch die Rede war, alsobald zu entwerfen trachtete. Dieser wundersame Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise und verliess mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervor zu treten."

Br. An Sartorius (23. 3.): „Ich habe mich diesen Winter manchen Übeln, und manchen Sorgen ausgesetzt gesehen, weil ich voriges Jahr jene heilsame Quelle [Carlsbad] versäumen musste."

An Charl. v. Schiller (27. 4.): „Wir haben diese Zeit her ganz eigentlich gemühet, getrieben das was gethan seyn musste und weiter keine Freude daran gehabt als dass es gethan war . . . denn ich finde höchst nöthig mich von gewissen hypochondrischen Einflüssen zu befreyen. Denken sie einmal, dass mir

seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann! Das ist denn doch, wenn man's genau besieht, ein pathologischer Zustand, von dem man sich je eher je lieber befreyen soll."

An C. G. Voigt (1. 5.): „Ich habe zwar bisher ohne Schmerzen gelebt... allein die Gebrechen mucken doch immer hier und dort." An den Herzog (7. 5.): Er habe auf mehreren Blättern seinen Zustand geschildert, könne sie aber nicht absenden. „Unsre heimlichen Lasten, geheime Gebrechen, stillen Leiden nehmen sich auf dem Papier nicht ergötzlich aus."

An Christiane (27. 6.): „Mir ist es bisher ganz wohl gegangen; aber freylich, dass ich wünschen müsste, das ganze Jahr in Carlsbad zu seyn. Denn gerade der mässige Gebrauch des Wassers, wie ich mich dessen jetzt bediene, ist das rechte. Ich nehme auch noch ein paar Becher Sprudel Abends und befinde mich vortrefflich dabey. Es zeigt sich keine Spur von Krampf, woran ich in Jena noch unendlich gelitten habe, ohne Jemanden etwas zu sagen, weil es nicht unerträglich war..."

An dies. (3. 7.): „Von Äugelchen hat sich noch gar nichts gefunden." An den Herzog (22. 7.): „Leider hat sich nach langem Gutbefinden wieder ein alter Anfall gemeldet." An Christiane (22. 7.): „Ich habe mich seit der Zeit nicht so gut wie im Anfang aufgeführt und bin von einigen Übeln angegriffen worden . . . nun ist alles wieder in Ordnung und ich befinde mich recht schön."

An dieselbe (8. 8., von Teplitz): „Ich will nicht läugnen, dass die letzte Zeit mir nicht die angenehmste war, denn da sich meine Uebel wieder meldeten, so verminderte sich das grosse Zutrauen auf Carlsbad einigermaassen.“ An dies. (20. 8.): „Die Bäder bekommen mir noch sehr wohl und ich vermuthe fast, dass mich Töplitz künftig von Carlsbad abziehen wird.“ An dies. (28. 8.): „An Äugelchen fehlts nicht jungen und alten, bekannten und unbekannten und was das Beste ist alles geht geschwind vorbey.“ An Knebel (30. 8.): „Von mir kann ich die gute Nachricht ertheilen, dass mir das Töplitzer Wasser sehr wohl bekommt. Es war aber auch nöthig: denn ich kam von Carlsbad verstimmt und verdriesslich hierher.“

Bm. Weniger gute Gesundheit. Poetische Thätigkeit beschränkt auf etwas Arbeit an den „Wanderjahren“ und den Entwurf der Biographie, sowie die Gedichte an die österreichische Kaiserin. Die wenigen Briefe an Silvie sind ziemlich kühl.

1811.

T. Im August Trinkkur von Egerwasser in Weimar.

Br. An F. v. Gentz (28. 2.): „sowohl der Herzog als ich, geniessen davon [von der Cur in Teplitz] die schönsten Früchte."

An S. v. Grotthuhs (6. 8.): „das Baden in Carlsbad [hat mir] dieses Jahr ausserordentlich wohl gethan."

An F. A. Wolf (28. 9.]: „kann ich wohl sagen, dass meine körperlichen Zustände mich nicht hindern, nach meiner Art thätig zu sein."

Bm. Im Allgemeinen grosse Trockenheit und gutes Befinden.

1812.

T. (26. 6.) „Nach Tische Andeutung meines Uebels. Spazieren gefahren. Ausbruch des Übels und böse Nacht." (27. 6.) „Den Tag im Bette zugebracht." (28. 6.) „Ziemliche Reconvalescenz." (6. 8.) „Befand mich nicht ganz wohl." (7. 8.) „Meist im Bette." Dr. Ambrosi.

(3. 11.) Mittag bei Knebel. „Ich ging nach Hause weil mir nicht wohl ward." (24. 11.) „Abends eingenommen." (25. 11.) Lange im Bette.

Br. An Ch. v. Stein (27. 3.): „Es ist mir nicht gut gegangen, doch war ich fleissig."

An C. v. Humboldt (7. 4.): „der Schluss des Winters hat nicht zum günstigsten auf mich gewirkt, und ich sehne mich nach jenen erprobten Heilquellen."

An Ch. v. Stein (12. 7.): „indem jede Art von Anstrengung mir ziemlich peinlich wird. Mein altes Uebel, das mich am 26. mit besonderer Gewalt überfiel, war mir um desto verdrüsslicher, als ich mir einbildete, es wäre durch einige Vorsicht zu vermeiden gewesen."

An v. Reinhard (13. 8.): „Unversehens trat mein altes Uebel mit solcher Gewalt hervor, dass ich mehr

als billig gelitten habe. Ich brachte vierzehn Tage zu, um mich einigermaassen zu erholen.“

An Körner (4. 8.) und an v. Voigt (14. 8.) ebenfalls über den Anfall.

An Christiane (5. 8.): „mir geht es täglich besser.“

An dies. (4. 11.): „Seitdem mir der leichte rothe Wein nicht mehr schmeckt bekommt er mir nicht.“

An die Gräfin O' Donell (24. 11.): „Ich befinde mich so wohl als ich's verlangen kann, habe seit jener Zeit an keinem entschiedenen Uebel gelitten und schicke mich, wie billig, in das, was die Jahre nicht mehr bringen, sondern nehmen.“

An Fr. v. Eskeles (26. 11.): Er kann nicht nach Wien kommen, „da mich meine Uebel Sommers in den böhmischen Bädern und Winters zu Hause halten.“

Bm. Wie 1811. Nur im Sommer einige poetische Anwandlungen.

1813.

T. (8. 1.) „Befand mich nicht ganz wohl.“ (9. 1.) „Blieb lange im Bette.“

(26. 4.) Ankunft in Teplitz. Dr. Ambrosi. Beginn der grossen Badekur.

(31. 7.) „Gebadet zum 57tenmal.“

(5. 8.) „Zum gebadet.“ (10. 8.) Abreise.

(30. 12.) „Böser Abend und Nacht.“ (31. 12.) „Hofmedicus Starke und Med.-Rath Kieser.“

Br. An Kirms (10. 1.): Bittet um ein paar Fläschchen Malaga, die der Arzt verordnet habe, „nachdem ich gestern Nacht einen sehr unangenehmen Anfall ausgehalten.“

An Knebel (13. 1.): „Mir ging es nicht besser: denn kaum wagte ich mich aus meiner langen Verborgenheit hervor, ging einige Male nach Hofe und in die Stadt, so meldeten sich schon wieder allerley Mängel.“

An Einsiedel (18. 1.): „ich habe mich [in diesen Tagen] auch nicht sonderlich gehalten.“

An W. v. Humboldt (8. 2.): „Dieser Winter ist mir, wie gewöhnlich, sehr zerstreut, aber doch bey leidlicher Gesundheit, schnell und nicht ungenutzt vorübergegangen.“

An Christiane (25. 4.): „Die Bewegung und Zerstreuung hat mich bald wieder hergestellt.“ [17. 4.: Abreise nach Dresden. Sehr gute Stimmung. Gedichte.]

An Christiane (10. 5.): „Das Baden bekommt mir ganz ausserordentlich wohl, ich wüsste nicht, mich jemals besser befunden zu haben.“

An dies. (26. 6.): „Ich habe mich sehr lange nicht so gut befunden, aber freylich auch schon 45 Mal gebadet und mich sehr diät gehalten, wozu die hiesige Küche freylich den besten Anlass giebt.“

An Riemer (8. 10.): „Ich befinde mich körperlich wohl.“ An den Herzog (24. 10.): „Heute Abend befinde ich mich leider so übel.“ An Knebel (24. 11.): „In unserm nächsten Cirkel ist alles wohl.“ —

Gräfin O'Donell an Goethe (28. 10.): „Aller Ihrer Freunde wegen sollten Sie nun schon anfangen sich recht in Baumwolle einzuwickeln, denn im Novembre und Decembre sind Sie fast alle Jahre sehr krank.“

Gespr. Luise Seidler (Februar): „Von Goethe kann ich dir bessere Nachrichten geben. Ich fand ihn kürzlich in Weimar wieder ganz den alten, lebenskräftig, voll Feuer und des besten Humors.“

Bm. Das Jahr 1813 zeigt etwas mehr Frische und Heiterkeit, die freilich durch den inneren und äusseren Zwiespalt den politischen Dingen gegenüber gehemmt werden.

1814.

T. Im April wiederholt „Gebadet“, am 19. „Eingenommen“. Im Mai Badekur in Berka.

(25. 7.) „Herrlicher Tag“ und Beginn der heiteren Reise nach dem Rhein, mit Hafisgedichten. In Wiesbaden gebadet.

(29. 8.) „Nicht wohl, im Bette geblieben.“

Br. An die Gräfin O'Donell (8. 2.): „Das vergangene Jahr hat, nicht allein im Aeusseren sondern auch im Inneren, sich höchst ungünstig gegen mich erwiesen; der Januar hingegen hat sich höchst freundlich und lieblich gezeigt.“

An J. H. Meyer (7. 3.): „Ich habe mich diesen Winter sehr wohl befunden, und um dem geringen gichtischen Wesen, das mir manchmal durch die Glieder fuhr, zu steuern, halte ich das Berkaische Bad*) für hinlänglich.“

An Knebel (23. 5.): „Das Ich ist diesmal [in Berka] in ziemlich guten Umständen.“

An Christiane (25. 7.): „schrieb ich viele Gedichte an Hafis, die meisten gut.“ (26.): „hatte ich weniger Gedichte geschrieben und sehr wenige gut.“ In der Folge hält der Dicht-Eifer nicht an, aber während der

*) Schwefelwasser. Jetzt enthält die früher benutzte Quelle keinen Schwefel mehr. Die jetzigen Quellen liefern ganz schwaches Eisenwasser.

ganzen Reise viele Versicherungen des Wohlbefindens, Lob der Wiesbadener Bäder und des Schwalbacher Wassers,*) des „Himmelstrankes“.

An Knebel (9. 11.): Betont, dass er durch die Reise Duldsamkeit und Heiterkeit gewonnen habe. An Riemer (Mitte November): „Hafis hat sich auch wieder gemeldet.“ An Zelter (27. 12.): „Hafis hat mich fleissig besucht.“

Gespr. Erzählung von der Philippine Lade. Im August kommt Goethe, während seines Aufenthaltes in Wiesbaden, zu drei Mädchen in ein Zimmer: „es war da eine Stimme die mich anzog.“ Er fragt, ob sie singen, und die Lade sagt nein. „Das ist die Stimme!“ Er fragt, ob sie Goethes Werke kenne. Nein, sie ziehe Schiller vor. Nun lässt er sie aus der Braut von Messina declamiren, corrigirt ihre Bewegungen u. s. w. „An dem Tage musste Frl. Lade stets an Goethes Seite bleiben und bei Tische neben ihm sitzen.“ „Täglich fuhr er mit ihr spazieren und nahm sie mit ins Theater.“ Er lässt sich von dem Backfisch viel gefallen. Einmal meint sie, eins könne er doch nicht, und läuft rasch bergan. Goethe läuft nach und stürzt hin. Allgemeines Aufsehen, Thränen des Mädchens, Goethe lacht. Vater Lade musste versprechen, mit der Tochter nach Weimar zu kommen.

Bm. Mit 1814 beginnt ein neuer Zustand der Erregung: Hafis-Lieder und erotische Empfänglichkeit.

*) Kohlensäurehaltiges Eisenwasser.

1815.

T. (6. 3.) „Böser Katarrh."

(25. 9.) Abend. Musik. Gespräch. Abschied.

Br. An Kirms (21. 1.): „Können Ew. Wohlgeb. mir, der sich seit einiger Zeit gar nicht wohl befindet ein paar Nösel Madera aus dem Hofkeller abgeben lassen."

An Christiane (8. 3.): „Mein Katharr hat so überhand genommen, dass mir selbst das Dictiren beschwerlich wird." An v. Voigt (22. 3.): „Ew. Excell. verzeihen meinem durch Hyoscyamus gar sehr umnebelten Gedächtniss, das" etc. An Kirms (31. 3.): Sehr erregter ärgerlicher Brief. „Dieses Blatt mag zum Beweis dienen, dass mir der Kopf nicht auf dem rechten Fleck steht." An v. Voigt: „Verzeihung meiner catharralischen Hypochondrie."

An Willemer (3. 4.): „Ich habe viel gelitten, meine gute Frau war zwey Querfinger vom Tode. Jetzt ist sie wieder auf den Beinen, da mich der schrecklichste Katharr seit vier Wochen heimsucht." Der Katarrh wird noch mehrmals erwähnt. An v. Voigt

(15. 4.): „Ich befinde mich ganz leidlich nur eine fatale Heiserkeit kann ich nicht ganz loswerden.“

An v. Woltmann (17. 5.): „Leider senden mich die Ärzte an den unruhigen Rheinstrom.“ An Sartorius (17. 5.): Im vorigen Jahre sei er von der Cur in Wiesbaden heiter nach Hause gekommen. „Bald aber beliebte es den verruchten Dämonen mich auf eine empfindlich abgeschmackte Weise mit Fäusten zu schlagen.“ Er gehe nur widerwillig wieder nach Wiesbaden.

An Christiane (24. 5.): [Abfahrt.] „Dass mich unterwegs sogleich die guten Geister des Orients besucht und mancherley gutes eingegeben.“

An Christiane (4. 6.): „Nun bin ich volle acht Tage hier und alles lässt sich sehr gut an. Ich trinke das Weilbacher Schwefelwasser mit Milch, bade täglich und dictire dabey immerfort.“ An Kirms (17. 6.): Die ersten vierzehn Tage waren gut, „nun brechen aber die Uebel . . sehr fatal auf mich los, die gichtischen Schmerzen nehmen zu, dass ich den linken Arm kaum bewegen kann, und ich soll das Douche bad brauchen, das mir ganz zuwider ist.“

An die Gräfin C. v. Fritsch (17. 7.): „Nun scheint sichs mit allem wieder ins bessere zu schicken. Auch die Uebel sind nicht ohne Vortheil geblieben; denn ich habe gelernt dass man bey meiner Taille, mit Rheumatismus in der Schulter doch noch, wenns Noth thut, enge seidne Strümpfe selbst anziehen kann.“

An A. R. M. Städel (27. 9.): scherzhafter Brief über sein „Herzweh“.

An Willemer (6. 10.): Abschied. Er eile nach Hause, um desto reiner seine Sehnsucht nach den Zurückgebliebenen zu richten.

An Knebel (21. 10.): Er sei 4 Monate lang wie ein Ball von mehr guten als bösen Ereignissen hin und wieder geworfen worden.*) An Boisserée (10.): „Den 11. Octbr. zu Mittag kam ich in Weimar an, nachdem mir zuletzt die Dämonen noch einige Gesichter geschnitten hatten. Ich that aber nicht dergleichen und so ging es vorüber.“

Gespr. Boisserée (5. 10.): „er sprach von seinem Verhältniss zu Ottilie, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft ahndungsvoll in seinen Reden.“ (6. 10.) Goethe will plötzlich von Heidelberg fort. „Ich mache mein Testament.“ (7. 10.) Goethe ist unruhig, fürchtet eine Krankheit, will fort. Er ist sehr angegriffen. „Trauriger schwerer Abschied“ [von Heidelberg]. Abends wird Goethe vergnügt und vergisst im kalten Zimmer die Kälte beim Vorlesen der orientalischen Liebeslieder. „Es ist ihm lieb, dass ich bei ihm bin, er hatte wirklich eine Krankheit befürchtet.“ (8. 10.) „In Hardtheim Mittagessen. Ein junges frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte sieht sie immer an. Kuss. —“

---

*) Dieselbe Redensart gebraucht Goethe 1823, wie er von seinem Sommerleben spricht.

Bm. Den Höhepunct des Jahres bilden die mit Marianne in Frankfurt und Heidelberg zugebrachten Tage: Liebe und Liebeslieder. Die Erregung hatte etwa um Mitte 1814 begonnen, sie dauert bis in den Winter 1815—16 hinein. Rechts und links von Marianne stehen wie Putten Philippine Lade und das Mädchen von Hardtheim. Bezeichnend ist, dass allemal nach Trennung von der Geliebten die Erinnerung an frühere Neigungen auftaucht: nach Minchen die an Lili, nach Marianne die an Minchen, nach Ulrike die an Marianne.

1816.

T. (2. 4.) „Ward nicht wohl und legte mich zu Bette.“ (3. und 4. 4.) „Übeler Tag.“ (5. 4.) „Wieder ziemlich wohl.“

(1. 6.) Gefährlicher Zustand der Frau. In den nächsten Tagen Erkrankung Minchens und der Köchin. (4. 6.) „Plötzlicher heftiger Fieberanfall. Ich musste mich zu Bett legen.“ (5. 6.) „Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äusserster Gefahr. Die Köchin und Minchen leidlich. Mein Sohn Helfer, Rathgeber, ja einziger haltbarer Punct in dieser Verwirrung.“ (6. 6.) „Gut geschlafen und viel besser. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Todtenstille in und ausser mir . . . Ich den ganzen Tag im Bett.“ (7. 6.) „Nicht besonders geschlafen.“ Condolenzen. Ausser Bett. Farbenversuche. Vom 8. 6. an alles wie früher.

Im Sommer Eger-Wasser und Gebrauch des Bades in Tennstedt.*)

---

*) Erdig-salinische gipshaltige Schwefelquelle.

(15. 9.) Consultation mit Dr. Rehbein. „Blieb für mich.“

In den **Annalen** wird der Tod der Frau nicht erwähnt.

Br. An v. Voigt (8. 4.): Im Begriffe zu schreiben „spüre ich, dass der böse Dämon, der mich verfolgt, zuletzt sich ins linke Auge geworfen und dasselbe unbrauchbar gemacht hat, woraus er denn durch medicinische und chirurgische Beschwörung zu vertreiben seyn wird.“ An Zelter (3. 5.): „Wenn man dir künftig von meiner Krankheit berichtet, so glaube es nicht; sagt man dir ich sey todt, so denke es nicht. . . Den 2. April wurde ich von einem wunderlichen, nicht gefährlichen, aber doch starken rheumatischen Übel befallen, dass ich mich zu Bette legen musste.“ An Erinnerung an Napoleons Wort: l'Empereur ne connaît autre maladie que la mort, habe er sich gezwungen am Huldigungsfeste theilzunehmen. „Bis jetzt ist es auch recht gut gegangen.“

An Cotta (3. 6.): „der doppelt grosse Verlust, den ich dieses Jahr durch den Tod der Erbgrossherzogin von Mecklenburg und der Kaiserin von Oesterreich erlitten, hat mich so getroffen, dass mein poetisches Talent darüber verstummt.“

An Boisserée (24. 6.): „Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum sollte man grossthun, dass mein Zustand an die Verzweiflung gränzt.“

An Zelter (22. 7.): „Ich sehne mich unsäglich ins Wasser, und zwar diesmal in Schwefelwasser: denn weder Gelenke noch Haut wollen mehr dem Willen

gehorchen und spielen ihr eigenes unbequemes Spiel.“ Folgt die Geschichte vom Umwerfen des Wagens, der Umkehr und der Fahrt nach Tennstedt, wobei Hofmedicus Rehbein, der diese Wasser genau kenne, ihn bestärkt habe. An dens. (9. 8.): „das Bad bekommt mir sehr wohl“.

An den Sohn (5. 8.): „Die Cur bekommt uns beyden vortrefflich ... Das Frisel am rechten Arm, das mich schon über ein viertel Jahr quält, ist so gut wie weggezehrt. Auch in Gliedern und Gelenken fühl ich mich freyer.“

An Zelter (25. 10.): „Er habe lockende Einladungen an den Rhein. „Was soll mir aber das alles?“

An dens. (Winter): „nun aber lastet die Witterung zugleich mit einer Menge von Einzelheiten auf mir.“

An v. Voigt (2. 12.): „Leider will es mit meinen körperlichen Umständen nicht recht glücken.“

An den Grossherzog (5. 12.): Goethe leidet an Katarrh. „Dem Hyoskyamus und Consorten hingegeben, der Bettwärme empfohlen, werden doch manche kleine Geschäfte abgethan.“

An Sartorius (10. 12.): „Dieses Jahr vergeht mir unter mancherley Leiden, unangenehmen Zufälligkeiten und Bedrängnissen.“

An Bertuch (15. 12.): es „hält mich ein sehr böser Katarrh und manches andere widerliche Gebrechen ab.“

An Zelter (26. 12.): „mich quält ein Katarrh seit vier Wochen, so dass ich dazwischen ... nur eine fieberhafte Thätigkeit ausüben kann.“

Gespr. Besuch von Charlotte Kestner (25. 9.): „Er hatte nemlich etwas Gicht im Arm.“ „Ich habe eine neue Bekanntschaft von einem alten Manne gemacht, welcher, wenn ich nicht wüsste, dass es Goethe wäre, und auch dennoch, keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat.“*)

Bm. Es herrscht wieder Trockenheit. Wäre die gute Stimmung noch vorhanden gewesen, so hätte das Umwerfen des Wagens Goethen nicht von der Reise nach Wiesbaden u. s. w. abstehen lassen. So sah er wohl ein Omen darin.

Im Sommer befreite Goethen Zelters Besuch von trüber Stimmung („das vorige Mal fandest du mich in einem traurigen Zustande“ schreibt Goethe an Zelter im September), und dies ist wohl eine der beiden Zeiten, von denen Zelter im Winter 1823 spricht (vergl. S. 188).

---

*) Charlotte wackelte mit dem Kopfe, wird also auch Goethen nicht sehr gefallen haben.

1817.

T. (25. 5.): „Nachts mit Beschwerlichkeit zu Fusse herein [von Göschwitz] wegen eines Uebels am linken Fusse." (26. 5.): „Kam Dr. Rehbein zufällig. Mittel gegen Geschwulst des Fusses". (29. 5.): „Serenissimi Vorsorge für Schnürstrümpfe". (30. 5.): „Geh. Hofr. Stark wegen des Strumpfes".

Von 7. 6. an Fachinger Wasser*), vom 25. 6. an Geilnauer**) Wasser.

(10. 7.): „Spät aufgestanden .. Ein zurückgetretener Schnupfen verursachte mir Kopfschmerzen, Mattigkeit und Fieberhitze. Geh. Hofr. Stark verschrieb ein Rezept und verbot mir den Sonnabend nach Weimar zu reisen. Ich enthielt mich, wegen der Medizin, alles Essens zu Mittag. Auf dem Kanapee bequem ruhend las ich."

(11. 7.): Spanische Fliege verordnet. Abends diese abgenommen und gelben Zug***) aufgelegt.

---

*) Fachingen bei Ems. Starke Natronquelle, dem Vichy-Wasser ähnlich.

**) Geilnau bei Ems. Alkalischer Natronsäuerling.

***) Emplastrum Diachyl., Bleipflaster.

(12. 7.): „Ich befand mich um vieles wohler“.

(10. 8.): Wildunger Wasser.

Br. An v. Voigt (22. 1.): „Ich habe diese Tage her zwar nicht schmerzhaft doch viel gelitten, beynah in völlige Unthätigkeit versetzt.“

An Zelter (29. 5.): „Auch bey mir werfen sich die Uebel hin und wieder, ich suche mich nach Möglichkeit tagtäglich zu erhalten.“

An dens. (20. 8.): „Ich habe mich nach meiner Weise leidlich befunden.“ Nun sei es zu spät, das von den Aerzten verordnete Carlsbad aufzusuchen.

An dens. (31. 12.): es „ist mein Winter von der Art, dass ich dieses Frühjahr ein Bad nicht versäumen darf.“

Bm. Andauernde Trockenheit, dabei aber keine Verstimmung trotz der Theaterhändel und der peinlichen politischen Zustände.

1818.

T. (19. 2.): Abends unwohl. (20. 2.): „Blieb zu Hause“. (28. 2.): „Befand mich so schlecht, dass ich mich zu Bette legen musste. Abends Rehbein und Kämpfer.“ (29. 3.): „Abends unwohl, zeitig zu Bette“. (30. 3.): „Zum zweytenmal Löwenzahnextract getrunken“. (7. 4.): „Befand mich von einer Erkältung in der academischen Bibliothek nicht wohl. Legte mich zeitig zu Bette.“ (8. 4.): „Blieb den grössten Theil des Tages im Bette“. (11. 4.): „Böses Auge“. (12. 4.): „Das Auge besserte sich“. (29. 5.): „Ueberfiel mich ein starker, höchst beschwerlicher Katarrh“, deshalb die folgenden Tage verloren. (1. 6.): „Ich befand mich wieder etwas besser“. (2. u. 3. 6.): „Verlorene Tage“. (4. 6.): „Ging es besser“.

(22. 7.): „Nach Carlsbad“.

(31. 8.): „Verkältung empfunden“. (1. 9.): „Wuchs das Uebel nach schlechtem Schlaf. Vorkehrungen dagegen. Anschwellung des Zahnfleisches .. Zeitig zu Bette. Geschwulst der ganzen rechten Seite bis ans Auge. Vorkehrungen. Spiritus Mindereri.*) Tasse

*) Mit Wasser verdünnter Liquor Ammonii acetici.

Fliederthee. Extractum Hyoscyami." (2. 9.): „Keine Besserung. Emulsion pp. Die Nacht durchaus schlaflos und sehr schlimm." (3. 9.): Früh Blutigel. Schnelle Besserung. Leidlicher Schlaf. (4. 9.): „Abermals Blutigel gesetzt. Beste Würckung derselben. Aufgestanden, der Geschwulst fiel sichtlich."

(5. 10.): Viel Besserung.

(18. 11.): „Schlechte halbe Nacht". (19. 11.): „Bey schlechtem Befinden zu mancherley gelangt". (20. 11.): „Kam Hofr. Rehbein. Gebrauch von Mitteln". (21. 11.): Mittel gebraucht, nach Vorschrift, merkliche Besserung.

Br. An Zelter (20. 1.): „ich finde mich bey einem gleichen Lebenswandel ganz wohl und thätig."

An Knebel (19. 2.): „Schon seit einigen Tagen ist es nicht ganz gut mit mir, deswegen ich heute zu einiger Medicin greifen musste, um nicht morgen von meiner Reise [n. Weimar] abgehalten zu werden."

An dens. (7. 3.): „Meine Zustände diese letzten Tage waren nicht die besten."

An v. Voigt (5. 6.): „Acht Tage sind mir freilich wieder durch höchst unerfreuliche Uebel verloren gegangen." An Zelter (6.): „als ich mich, nach einem zerstückelten Zustand von vierzehn Tagen, endlich wieder zusammengefunden; eigentlich war es nur Verkältung, bey dem heissen Wetter und scharfem Nordostwinde kaum abzuwenden. Nun geht es wieder gut."

Bm. Die Gesundheit ist weniger gut; die Trockenheit wurde einigemale unterbrochen. „Ein wunder-

samer Zustand bei hehrem Mondenschein brachte mir das Lied: Um Mitternacht, welches mir desto lieber und werther ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte“ (Annalen). Bei Vollmond gedachte Goethe der Marianne. Gegen Ende des Jahres gelangen die Strophen zum Maskenzuge.

1819.

T. (13. 1.): „Wegen Indisposition etwas spät aufgestanden". (20. 12.): „fühlte mich nicht wohl".

Br. An Zelter (18. 1.): „ich halte mich diesen Winter so ziemlich auf den Füssen".

An dens. (7. 10.): „in Karlsbad, wo mir die Cur sehr wohl bekam."

Bm. Ueber 1819 ist fast gar nichts zu sagen.

1820.

T. (28. 2.): „Wegen Indisposition zeitig zu Bette".

Br. An Zelter (30. 1.): „dabey [bei der Arbeit] mag ich mich mehr als billig angegriffen haben, sonst hätte vielleicht eine Verkältung, die ich mir aus gutmüthiger socialer Nachgiebigkeit zugezogen hatte, nicht so bedeutend geschadet. Vierzehn Tage wurden mir verdorben und ich gewöhne mich nun erst nach und nach wieder an die Arbeit."

An dens. (23. 3.): „erwarte den nächsten Frühlingshauch, um nach Karlsbad zu gehen, dessen spätem Gebrauch ich einen leidlichen Winter verdanke."

Bm. Wie 1819: trocken, arbeitsam, ziemlich gute Gesundheit und zufriedene Stimmung.

1821.

T. (25. 4.): „War der Kreuzbrunnen angekommen." (7. 7.): „Blieb wegen eines Katarrhs auf meinem Zimmer."

Br. An Zelter (28. 9.): „Meinen Sommer hab ich glücklich und curhaft zugebracht."

Bm. Wie 1820.

1822.

T. (5. 3.): „Befand mich nicht zum Besten. Abends Hofmedikus Rehbein. Leidige Nacht." (6. 3.): „Wegen Katarrhs las ich verschiedenes, um die Zeit hinzubringen." (10. 3.): „Augenübel vermehrte sich in der Nacht." (11. 3.): „das Augenübel minderte sich." (12. 3.): „Nach Tische Herr Dr. Fischer, Augenarzt von Erfurt." (18. 3.): „Befand mich nicht wohl und legte mich zu Bette." (19. 3.): „Blieb liegen. Geh. Hofrath Huschke und Hofm. Rehbein. Ging um vieles besser." (21. 3.): „Blieb im Bette". (23. 3.): „Zum ersten Male wieder vornen gegessen". (5. 6.): „Befand mich nicht sonderlich wohl, auch Nachts nicht." (6. 6.): „Kam früh Hofm. Rehbein aus eigenem Antriebe, welches mir sehr wohl gedieh." [16. 6. Abreise nach Marienbad.]

Br. An Zelter (13. 3.): „Ich selbst habe mich diesen Winter sehr stille hingehalten, aber doch zuletzt einem Katarrh nicht entgehen können, den ich denn auch bei dem allerschönsten Wetter bald los zu werden gedenke" ... „dass seit vierzehn Tagen ich von einem rheumatischen Uebel befallen worden, wo ich zu jedem Geschäft untauglich und durchaus unmuthig.

An dens. (8. 8.): „Am 19. Juny gelangte ich nach Marienbad, bey sehr schönem Wetter. Herrlich Quartier, freundliche Wirthe, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, musikalische Liebhaber, angenehme Abendunterhaltung, alte wiedergefundene, leichte Atmosphäre, ... alles trug bey“ u. s. w.

An den Sohn (Juli): „Indem ich täglich zweymal trinke, über den dritten Tag bade, so bringt das eine Bewegung und Erschütterung in dem Organismus [hervor], wo der Geist doch nicht ganz Herr und Meister bleibt; deswegen ich denn die guten Stunden auszusparen habe.“

An Knebel (23. 8.): „Ueberhaupt habe ich diese zehn Wochen genutzt, um fast ausser Athem zu kommen.“

Gespr. Goethe zu Julie v. Egloffstein (22. 5.): „Es geht mir schlecht, denn ich bin weder verliebt noch ist jemand in mich verliebt.“

Wiederholt Thränenvergiessen, beim Vorsingen seiner Lieder (6. 8.), bei der Erinnerung an Schiller (19. 8.).

Bm. Die neue Erregung beginnt wieder in der Mitte des Jahres. Diesmal ist der pathologische Charakter auch für den Laien unverkennbar.

1823.

T. (12. 2): „Wegen überhandnehmenden Catarrhs wurde geschröpft. Der übrige Tag so gut als möglich zu gebracht.“ (13. 2.): „Nach überstandener unruhiger Nacht und einiger Erholung Anstalten zu einiger Thätigkeit.“ (14. 2.): „Bey einiger Besserung die Geschäfte wieder angegriffen.“ (18. 2.): Gesteigertes Uebelbefinden. Besonders heftiger Schmerz am Herzen. Um 11 Uhr zur Ader gelassen . . Den ganzen übrigen Tag fortwährend sehr unruhig . . Schlaflose Nacht.“ (19. 2.): „fortdauernder, zwar etwas geminderter Schmerz. Um 9 Uhr Blutigel gelegt . . . Abends heftigeres Fieber, sehr unruhige, durch Schmerzen schlaflos gemachte Nacht.“ (20. 2.): „Fast derselbe Zustand wie gestern, doch ging der Puls etwas besser. Die Nacht kaum anderthalb Stunden geschlafen.“ (21. 2.): „Früh starke Neigung zum Schlaf. Der Puls fast fieberfrey. Jedoch den Tag über in Schmerzen und Unruhe zugebracht . . Die Nacht unruhig.“ (22. 2.): „Zustand wie gestern . . Nacht unruhig, heftiges Fieber, zuweilen starker Schweiss ohne Erleichterung hervor zu bringen.“ (23. 2.): „Das Fieber etwas geringer; jedoch wieder heftige

Schmerzen in der linken Brust... Die Nacht etwas ruhiger.. doch ohne Schlaf." (24. 2.): „Am Morgen etwas Schlaf. Das Fieber mässig.. Der Zustand verschlimmerte sich sehr, bis gegen Abend eine unwiderstehliche Neigung zum Marienbader Wasser eintrat, welches auch getrunken wurde. Später eine Tasse Arnica-Thee getrunken, nach welchem sich der Zustand ganz zu ändern schien. Die Nacht zum ersten Male ruhiger erquickender Schlaf." (25. 2.): „Etwas Husten hatte sich eingefunden. Ueberhaupt der Zustand ungleich besser.. Der Tag ohne Fieber. Die Nacht wenig geschlafen, daher Unruhe und Missbehagen." (26. 2.): „Früh wie gewöhnlich Marienbader Wasser und hierauf eine Tasse Caffee getrunken, jedoch mit wenig Appetit. Der Zustand im Ganzen besser wie gestern. Die Nacht schlaflos zugebracht, doch ohne Fieber." (27. 2.): „Früh gegen acht Uhr etwas geschlafen. Den Tag über ziemlich gut hingebracht ohne Fieber, jedoch das Schlucken durch Schmerzen im Halse erschwert" ... „Ziemlich ruhige Nacht mit abwechselndem Schlaf." (28. 2.): „Zustand besser wie gestern. Der Tag frey von Schmerzen und Fieber.. Ruhige Nacht." (1. 3.): „Zustand besser wie gestern." (2. 3.): „Fortschreitende Besserung." Bis zum 6. März die Symptome der Besserung verzeichnet. [Der Bericht über die Krankheit ist nachträglich verfasst. Jeder Besuch der Aerzte Huschke und Rehbein ist gewissenhaft eingetragen.]

(2. 6.): Ankunft in Marienbad. (7. 8.): „des Paares [Rehbein's Verlobung] Gesundheit getrunken. Bekam

mir nicht. Schlimme Nacht." (8. 8.): Abends „befand mich nicht wohl, schlimme Nacht." (9. 8.): „Dr. Heidler. Ueber meine Zustände gesprochen und sehr verständige Anordnungen gemerkt." (10. 8): „Gutes Befinden." Dr. Heidler kommt mehrmals. (15. 8.): „Den Kreuzbrunnen gegen Heidlerische Recepte vertauscht und mich wohl dabey gefunden.. Zu Dr. Heidler, wo Madame Milder unvergleichlich sang und uns alle zum Weinen brachte." (19. 8.): „Abends geschröpft." (20. 8.): „Ruhige Nacht. Conziliante Träume." (27. 8.): Abends getanzt. Ueber die Beziehungen zu Ulrike L. ist das Tagebuch sehr zurückhaltend.

(24. 10.): „Geschröpft." (7. 11.) „Befand mich nicht zum Besten." (9. 11.): „Bey schlechtem Befinden soviel als möglich die Arbeiten gefördert." (10. 11.): „Wegen Hustens die Nacht übel geschlafen." (12. 11.): „Kam Hofr. Rehbein, seine Krankheit erzählend, meine überlegend und verschreibend." (13. 11.): „Schlimme Nacht." (18. 11.): „Blieb die Nacht sitzend im Sessel." (19. 11.): „Brachte die Nacht abermals im Sessel zu." (20. 11.): „Liess Blutigel setzen. Ruhte nachher, blieb aber nachher im Sessel." (22. 11.): „Brachte die Nacht im Sessel zu." (24. 11.): „Kein besseres Befinden." (25. 11.): „Nachts im Sessel zugebracht." (26. 11.): „Versuch im Bette liegend zu schlafen. War nicht durchzuführen." (27. 11.): „Schlief die Nacht im Sessel." (30. 11.): „Die Elegie gelesen und wieder gelesen ..." „Sodann mit Zelter die Elegie nochmals gelesen ..." „Zum ersten Mal wieder im Bette geschlafen." (2. 12.): „Den Seitenschmerz gepflegt. Zeitig zu Bette, obgleich

erst später eingeschlafen.“ (3. 12.): „früh, obgleich unwohl, einige Expedienda angegriffen.“ [Nach dem 3. Dec. wird die Krankheit nicht mehr erwähnt. Während der ganzen Krankheit hat Goethe täglich gearbeitet, dictirt, Besuche empfangen.]

Br. An Zelter (August): „Soviel also zuerst, dass ich die kurz vergangene Zeit in Marienbad, ohne Unbilden, ja heiter und wie zum Leben zurückkehrend zugebracht habe, auch mich jetzt so wohl befinde als ich mich lange Zeit nicht gefühlt... Mich von allen solchen [politischen] wie von ästhetischen Gesprächen und Vorlesungen zu befreyen, hatte ich mich auf sechs Wochen einem sehr hübschen Kinde in Dienst gegeben, da ich denn vor allen äussern Unbilden völlig versichert war. Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste! Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägercorps falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach lässt.“ [Die Erinnerung an das Singen der Milder presst ihm noch Thränen aus.]

An den Sohn (24. 8.): „Es ist nicht mit Worten auszudrücken, was diese acht Wochen freien heitergeselligen Lebens mich wieder hergestellt haben. Nur ist noch eine gewisse Reizbarkeit übrig geblieben, die ich erst beim Anhören der Musik gewahr geworden.“

An dens. (30. 8.): „Es erhellt daraus manches Gute und Lustige, sogar, dass der Vater in das neue

Jahr hinübertanzen musste. Gern gesteh ich, dass ich mich solchen Wohlbefindens an Leib und Seele lange nicht erfreute."

An v. Martius (3. 12.): „Mehr zu sagen verbietet mir ein immer noch umdüsterter Geisteszustand."

Berichte und Gespräche. a) Ueber die Krankheit im Anfange des Jahres.

v. Müller (14. 2.): „Mittwoch Abend, den 12. Februar, erfuhr ich zuerst von seinem Uebelbefinden, auf das man jedoch kein Gewicht legte. Donnerstag liess er mir sagen, dass er sich bereits wieder bessere. Freitags Nachmittags traf ich ihn recht munter mit seiner Schwiegertochter noch am Tisch sitzend an — Er klagte nur, dass der Kopf nicht recht hell sei und äusserte: er fühle sich gerade wie einer, der imbegriff sei, recht fromm und bigott zu werden.

(17. 2.) Ich ging gegen 4—5 Uhr nachmittags zu ihm und fand ihn angekleidet im Bette liegend, sehr jammernd und klagend über fortwährende Schmerzen und Ermattung. Er hatte einen äusserst heftigen Fieberfrost gehabt, der ihn über zwei Stunden lang durchschüttelt hatte .... Rehbein kam bald darauf und gab guten Trost. Man hoffte auf Schweiss. Er verlangte etwas Wein zu trinken, was man zu gestatten nicht wagte. ‚Allmächtiger Gott! Was muss der arme Teufel leiden! Wie krank bin ich, kränker, als in vielen Jahren!' rief er ein Mal über das andere aus. Sodann: ‚Die Götter halten uns hart in solchen kranken Tagen und doch auch gar nicht sonderlich in den gesunden.'

Die Kammer, worin er lag, war ganz dunkel, seine Hand kalt, alles umher unheimlich, doch nahm er noch grossen Antheil an allem, was ich von Knebel und von Stroganoff referirte, und trieb mich an, ins Theater zu gehen.

Mittwoch den 19. Februar schien es etwas besser zu gehen, doch hatte er schon so vor sich hin gesagt: ‚Diesen Schmerz‘ (den am Herzen meinend) ‚dieser unbesiegbare Schmerz wird mich noch an die Schwelle meines Lebens bringen.‘

Donnerstags bis Sonnabends wechselten Besserung und Verschlimmerung immerfort ab. ... Er war öfters betäubt, phantasirte mitunter halb und halb, doch immer dazwischen ganz theilnehmend und verständig sprechend. Donnerstag gab er sich noch sehr mit seinem älteren Enkel ab, sang ihm sogar ein Liedchen aus dem „Spiegel von Arkadien“ vor. Er fragte oftmals nach Personen, die ihm sonst gleichgültig waren, z. B. Graf Keller, Graf Marschall u. s. w. Dazwischen sagte er einmal: ‚Mischt sich der Grossherzog noch immer in meine Kur?‘ Und als man seine Intention missverstehend, mit, Nein‘ antwortete, äusserte er: ‚Es wird ihm wohl zu langweilig werden.‘ Er wiederholte öfters sein Bedauern, um Stroganoff's Besuch gekommen zu sein und in der Fortsetzung von ‚Kunst und Alterthum‘ gehemmt zu werden. ‚Und doch ist die Anzeige der Boiseréeschen neuesten Lieferungen so dringend; die muss ich ja rühmen und beloben.‘ Zu seinem Diener Stadelmann sprach er einmal leise: ‚Du glaubst nicht, wie elend ich bin, wie sehr krank!‘ Den Ärzten gab er

öfters auf, sich ernstlich über seinen Zustand zu bedenken, indem er einigen Unglauben an ihrer Kunst merken liess. ‚Treibt nur Eure Künste! Das ist alles recht gut, aber Ihr werdet mich doch wohl nicht retten.‘ Mehrmalen verlangte er ein warmes Bad, das man jedoch für zu gewagt hielt. Einmal, als die Ärzte sich leise miteinander beredet hatten, sagte er: ‚Da gehen die Jesuiten hin! Berathen können sie sich wohl, aber nicht rathen und retten.‘ Er jammerte, dass jeder ihm willkürlich verfluchtes Zeug zu schlucken gebe, und dass man die guten Kinder Ottilie und Ulrike missbrauche, es ihm beizubringen. Sobald er sich momentan erleichtert fühlte, wollte er alsobald, dass seine Schwiegertochter ihrer gewohnten geselligen Weise nachgehe, den Hof oder das Theater besuchen sollte. Jede Dienstleistung erwiederte er durch ein dankbares, artiges Wort oder durch einen verbindlichen Gestus. ‚Nun Ihr Seidenhäschen, was schleicht Ihr so leise herbei?‘ sagte er Sonnabends morgens zu Ottilien, als sie an sein Bett trat. Er sass fast beständig auf dem Bette oder in dem Grossvaterstuhl der Oberkammerherrin v. Egloffstein, den er sehr anpries und hinzusetzte: durch diese Sendung habe sie sich eine Staffel in dem Himmel verdient. Sonnabend Mittag liess man ihn ein Glas Champagner trinken, ohne sichtliche Wirkung. Mit grossem Behagen ass er eine Bergamottenbirne und Ananasgelée. Einmal sprach er halblaut zu sich selbst: ‚Mich soll nur wundern, ob diese so zerrissene, so gemarterte Einheit wieder als neue Einheit wird auftreten und sich gestalten

können?' Zu Ulriken sagte er: ‚Ach Du glaubst nicht, wie die Ideen mich quälen, wie die sich durchkreuzen und verwirren!'

Sonntag, den 23. Februar, war er am schlechtesten, auch sagte er zu seinem Sohne: ‚Der Tod steht in allen Ecken um mich herum;' zu Huschke'n mehrmals: ‚Ich bin verloren!' Einmal soll er auch geäussert haben: ‚O Du christlicher Gott! Wie viele Leiden häufst Du auf Deine armen Menschen, und doch sollen wir in Deinen Tempeln Dich dafür loben und preisen!' Ich war vormittags in Stadelmann's Kammer neben seinem Zimmer, abends vor Hofe wieder eine Stunde im Hause. Rehbein sagte ihm: ‚Das Inspiriren geht leichter als das Exspiriren. ‚Freilich!' antwortete er ‚ich fühle das am besten, Ihr Hundsfötter!'

Nachmittags [24. 2.] wurde er sehr heftig gegen die Ärzte, befahl mit Ungestüm, ihm Kreuzbrunnen zu geben und sagte: ‚Wenn ich denn doch sterben soll, so will ich auf meine eigene Weise sterben.' Er trank auch wirklich ein Fläschchen Kreuzbrunnen mit sichtbar gutem Erfolg. Kurz vorher sagte er zu seinem Sohn: ‚Das ist ein Kampf zwischen Leben und Tod.' Von 4½ bis 9 Uhr war ich [v. Müller] im Nebenzimmer, seine Stimme klang ziemlich sonor und kräftig. Ich hörte ihn nach allen Umständen und dem Hergang seiner Krankheit fragen, Rechenschaft fordern, wie von einer fremden, abgeschlossenen Sache. Er triumphirte, dass sein scharfer Geschmack etwas Anis in einer Arznei entdeckt habe, und dass man

sich, weil ihm diese Kräuter stets verhasst gewesen, zur Umänderung des Receptes entschlossen. Mit Wohlgefallen hörte er, dass man ihm Arnica geben wolle, und hielt ganz behaglich eine kleine botanische Vorlesung über diese Blume, die er sehr häufig und sehr schön in Böhmen getroffen. ‚Die Phantasien sind nur Plünderungen des Verstandes und Geistes.' — ‚Es lasten solche Massen von Krankheitsstoff auf mir seit 3000 Jahren; man gewahrt deutlich, wie sich das Conventionelle, das Einbildige dazwischen schiebt.' Sehr oft fragte er, wer alles von Freunden dagewesen, sich nach ihm zu erkundigen. ‚Das ist sehr artig von den guten Leuten.' Er wurde sichtbar besser, trieb die Seinigen zur Ruhe: sie sollten sich selbst bedenken; für das Wenige, was er bedürfe, sei ja gesorgt. ‚So habe ich doch nicht alle Eure Feste gestört.' Die Hoffnung kehrte ihm selbst wieder; er meinte: ‚Morgen werde ich ordentlich den Kreuzbrunnen wieder trinken und dann bald wieder ein ordentlicher Mensch mit Folge werden.' Er fragte, ob man sein Tagebuch fortgesetzt, und jammerte, dass es nicht geschehen."

Riemer an Frommann (24. 2., 26. 2. u. No. 237): Über Goethes Krankheit unter Mittheilung einiger Bulletins Rehbeins.

b) Ueber die Depression im Herbst.

v. Müller (23. 9.): Leidenschaftlicher Zorn Goethes über die Erlaubniss der Heirath zwischen Juden und Christen. „Dieser sein Unmuth, sich nach dem heiteren Aufenthalte in Marienbad wieder hier eingeengt zu

finden, machte sich den ganzen Abend vielfach bemerklich. Als ich ihn zum täglichen Spazierenfahren antrieb, sagte er: ‚Mit wem soll ich fahren ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einst ganz richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la séduction. Ja ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke und ich muss mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben, und zusehen, wie ich mich durchflicke.‘ Wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wieder herstellen lässt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten.“

Am 25. 9. beklagt sich Goethe leidenschaftlich über die Abwesenheit der Gräfin Julie, er liebe und brauche sie. „Ohne allen Anlass meinerseits rief er kurz, nachdem ich eingetreten war, aus: ‚Es ist doch recht absurd, dass Julie diesen Winter nicht hier ist! Sie weiss gar nicht, wie viel sie mir entzieht und wie viel ich dadurch entbehre, so wenig, als sie weiss, wie ich sie liebe und wie oft ich mich im Geiste mit ihr beschäftige. Ihnen kann ich das wohl sagen, obgleich wir in diesem Punkt Rivals sind; denn ich traue Ihnen zu, dass Sie gleich sehr betrübt über ihre Abwesenheit

sind. Andere erfreuen mich blos durch ihre Gegenwart, durch ihre sichtliche Erscheinung, sind aber rein nichts für mich, wenn ich sie nicht vor mir sehe. Mit jenen aber kann ich mich unsichtbar unterhalten und darunter gehört Julie. Ich weiss zu gut, dass sie mir durch keine andere jemals ersetzt werden kann, und eben darum bin ich so betrübt, dass sie mir gerade diesen Winter fehlt.'"

„Sie sehen also, dass seine Leidenschaft für Ulrike Levetzow wenigstens nicht exclusiv ist und dass ich Recht habe zu behaupten, nicht dieses einzelne Individuum, sondern das gesteigerte Bedürfniss seiner Seele überhaupt nach Mittheilung und Mitgefühl habe seinen jetzigen Gemüthszustand herbeigeführt.

Die rohe und lieblose Sinnesweise seines Sohnes und Ulrikens [v. Pogwisch] schroffe Einseitigkeit und gehaltlose Naivetät sind freilich nicht gemacht, eine solche Krisis sanft und schonend vorüberzuführen und die arme Ottilie ist seit seiner Ankunft beständig krank und für ihn so gut wie unsichtbar. Daher macht ihn der grelle Contrast gegen sein heiteres Badeleben mitunter höchst verstimmt und niedergebeugt, wo ihm denn jede äussere Anforderung peinlich wird."

Am 2. October schlägt Goethe einen „ewigen Thee" [tägliche Abendvereinigungen] vor, erregt sich dabei, erzählt von seiner Liebe zu Ulrike Levetzow. „Je schwerer ihm die Zunge wurde, je geistreichere und humoristischere Ideen drängten sich hervor." Am 5. 10. fing v. Müller wieder vom „ewigen Thee" an und fand mit Schrecken, dass Goethe fast alles vergessen

hatte. Am 11. 10.: „Goethe war zwar herzlich und mittheilend, jedoch innerlich gedrückt, sichtbar leidend. Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten Strebens, einer gewissen inneren Desperation.“ Gelegentlich machte Goethe bittere Aeusserungen, so sprach er „von dem Abgrund der jenaischen Professorengemeinheit“.

c) Ueber die Krankheit im November.

Am 5. 11. reist Frau Szymanowska ab, Goethe umarmt sie und bricht dabei in Thränen aus. Am 6. 11.: „Goethe war in der Nacht erkrankt, heftigster Husten und Brustfieber hatten sich eingestellt.“ „Seine entsetzliche Ungeduld und Weichlichkeit beim Hustenanfall.“ Am 11. 11.: Kleine Abendgesellschaft bei Goethe, der seit längerer Zeit wieder leidend ist. Seine Füsse hatte er in eine wollene Decke gewickelt.

Am 14. 11. findet Eckermann Goethe im Lehnstuhle, von himmlischer Sanftmuth. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre.“ Rehbein schlägt ein Pflaster vor. Goethe erzählt von Marienbad, vom nächsten Sommer, und wird heiter. Schliesslich kommt die Elegie daran. Am 16. 11. Goethe wieder im Lehnstuhle und ein wenig schwach. Wieder die Elegie, „das Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes.“ Goethe lässt sich ein Pflaster legen, klagt, das Uebel bessere sich nicht, seit einigen Nächten habe er gar nicht geschlafen, zum Essen habe er keine Neigung. „Der Winter geht nun so hin, ich kann nichts thun, ich kann nichts zusammenbringen,

der Geist hat gar keine Kraft." „Ach, ungeduldig bin ich auch nicht, ich habe schon zu viel solcher Zustände durchlebt und habe schon gelernt, zu leiden und zu dulden." „Ich kann nicht arbeiten, ich kann nicht lesen, und selbst das Denken gelingt mir nur in glücklichen Augenblicken der Erleuchtung." Am 18. 11. Mattigkeit und heftiger Krampfhusten. Am 19. 11. nur die Familie zugelassen, aber abends Eckermann. Goethe sass im Stuhle und war heiter.

Am 23. 11. zu von Müller: „Welch ein Zustand! welch eine Qual, ohne Morgen und Abend, ohne Thätigkeit, ohne klare Idee! Aber besucht mich nur immer Mittags ein wenig."

Am 24. 11. verbietet der Arzt alles Reden. Abends langes Gespräch mit Eckermann.

Am 25. 11. v. Müller: „Rehbein und Zelter hielten ihn heute für besser, da Auswurf erfolge und der Husten sich mindere ... er sprach fast gar nicht und sah ganz fahl aus."

Nun folgt der eigenthümliche Bericht Zelters. „Mein Geschäft in Erfurt war in zwey halben Tagen abgemacht. Nun wasche mich, putze mich, freue mich, nehme Extrapost (24. Novbr.), komme nach Weimar, fahre vor. Ich bleibe eine Minute im Wagen, Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thür, ein weibliches Gesicht kuckt zur Küche heraus, sieht mich, zieht sich wieder zurück. Stadelmann kommt und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage, — keine Antwort. Ich stehe noch an der Hausthür: soll man etwa wieder gehn? Wohnt hier der Tod?

Wo ist der Herr? — Trübe Augen. — Wo ist Ottilie? — nach Dessau.*) — Wo ist Ulrike? — im Bette. Mein Traum fällt mir ein, ich erschrecke. Der Kammerrath kommt: Vater ist — nicht wohl; krank, recht krank. — Er ist todt! — Nein, nicht todt, aber sehr krank. Ich trete näher ‚und Marmorbilder stehn und sehn mich an.' So steig' ich auf. Die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehen. Was werde ich finden? Was finde ich? Einen der aussieht als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun wenn das ist, er soll davon kommen! Nein! er soll sie behalten, er soll glühen wie Austernkalk; aber Schmerzen soll er haben wie mein Hercules auf dem Oeta. Kein Mittel soll helfen; die Pein allein soll Stärkung und Mittel seyn. Und so geschah's, es war geschehn! Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden. Es war schwer hergegangen, doch die göttliche Frucht war da, und lebt und wird leben und ihres Geistes Namen über Zonen und Aeonen hinaustragen und wird genennet werden Liebe, ewige allmächtige Liebe.

Nachrichtlich. Zum Verständniss gewisser Gedichte aus den Jahren 1822 und 1823 ist zu wissen: wie eine leidenschaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad, leidenschaftlich erwiedert, so wenig verheimlicht worden, dass man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünfundsiebzigjährigen Greises sprach.

*) [Nach Goethes Tagebuche ist Ottilie am 25. 11 nach Dessau gefahren.]

Ein gleich nach der Trennung entstandenes gluterfülltes Gedicht an den geliebten Gegenstand giebt die Gewalt eben gereifter Jünglingskraft zu erkennen. In vollen Strömen fliesst eine überreiche gesunde Leidenschaft ins Unendliche dahin um sich des liebeschweren Gehalts zu entledigen. Es ist die in den dritten Band seiner Werke unter der Rubrik Trilogie der Leidenschaft aufgenommene Elegie. Auf diese bezieht sich das gleichfolgende Gedicht Aussöhnung überschrieben, und ist an Mad. Szymanowska gerichtet, welche durch ihr munteres, fertiges, freyes, anmuthiges Fortepianospiel das liebekranke Herz des göttlichen Dichters zu beschwichtigen und den Verlust der Geliebten zu erlindern vermochte.

Ein schweres Krankenlager erfolgte kurz darauf im Spätherbst 1823 und die Weimarischen Aerzte erwarteten Goethes Tod.

Schon zweymal hatte ich den Freund in ähnlichem dem Tode nahen Zustande angetroffen, und ihn unter meinen Augen gleichsam wieder aufleben sehen. Diesmal, seine Genesung sozusagen befehligend, sah ich ihn von Stund an, zur Verwunderung der Aerzte so schnell sich erheben, dass ich ihn in der Mitte des Decembers in völliger Munterkeit verlassen durfte. Zelter." (Aus dessen biographischen Papieren.)

Am 1. 12. wird Eckermann zu Tische geladen, findet Zelter, und Goethe ist heiter. Am 7. 12. fragt Soret Goethen, wie er sich befinde. „Nicht ganz so schlecht als Napoleon auf seiner Insel", war die seufzende

Antwort. v. Müller findet Goethen viel mittheilender und wohler. Am 10. 12. lehnt sich Goethe gegen die Ansicht Huschkes, dass Karlsbad ihm zusagen würde, heftig auf. Am 15. 12. verlangt Goethe, die Besucher möchten einzeln kommen, das Hin- und Herreden Mehrerer betäube ihn, oder rege ihn zu sehr auf.

Am 21. 12. findet Soret Goethen in sehr guter Laune, der kürzeste Tag sei vorüber. „Ich höre, dass er jedes Jahr die Wochen vor dem kürzesten Tag in deprimirter Stimmung zu verbringen und zu verseufzen pflegt."

Ueber das Verhältniss zu Ulrike v. Levetzow ist noch der Briefwechsel mit Zelter (1824) zu vergleichen. Ferner: Suphan, B., Schriften der Goethe-Gesellschaft. XV. 1900, und ders., Goethe-Jahrbuch XXI. p. 3. 7.; Prem, S. M., Goethe, 2. Aufl. Leipzig 1894. p. 371.

1824.

T. (29. 1.): „Beym Aufstehen heftiges Erbrechen. Die Thätigkeit des Tages gelähmt. Im Bette zugebracht. Aerztliche Anordnungen befolgt.“ 25. 4.—7. 5. Badekur (5 Bäder). (15. 7.): „Nicht ganz wohl. Verlor den Morgen.“ (29. 7.): „Abends geschröpft“.

Gespr. Am 27. 1. sagte Goethe zu Eckermann, er habe in 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt, es sei das ewige Wälzen eines Steins. Im April zu v. Müller: „Ich will nicht hoffen und fürchten wie ein gemeiner Philister; daher ist das Geschwäz der Aerzte und ihr Trösten mir am allermeisten zuwider.“

v. Malsburg „fand den alten Herrn schöner und grösser (an Leibesstatur), als vor zwei Jahren; keine Spur von Krankheit.“

1825.

T. (14. 1.): „Meist im Bette geblieben wegen Uebelbefinden.“ (15. u. 16. 1.): „Später aufgestanden“. (18. 2.): Brief an Rehbein wegen einigem Uebel [Goethes rechtes Auge war entzündet und „fiel ihm schmerzlich“].

(21. 3.): „Befand mich nicht zum Besten. Nachts brannte das Theater ab.“

(14. 4.): „Einige ärztliche Anordnungen befolgt... Geschröpft . . Blieb auf dem Zimmer . . Der Katarrh vermehrte sich, ich musste mich ruhig halten und ging zeitig zu Bette.“ (15. 4.): „Blieb im Bette“. (16. 4.): „Stand bey Zeiten auf“. (17. 4.): „Lange im Bette“. (18. 4.): Ueble Nacht. Im Bette geblieben. Das Nothwendigste besorgt. Aderlass um 3 Uhr Nachmittags. (19. 4.): Besser. Aufgestanden.

11. 7.—19. 8. achtmal „gebadet“. (13. 8.): „Geschröpft und stille geblieben.“ (7. 9.): „Befand mich gegen Abend unwohl“. (8. 9.): Blieb im Bette. (9. 9.): „Sehr unruhig und, weil noch nicht völlig hergestellt, höchst unbequem.“ (12.—28. 9.) dreimal „Gebadet“.

Br. An Zelter (27. 3.): „Soviel jedoch sey Dir, mein Theuerster, im Ernste gesagt, dass ich mich körperlich wohl befinde, psychisch leidlich; nur halte ich mich ganz einsam.“ Aehnlich am 16. 6., 3. 7., 3. 11.

Gespr. v. Müller erschrickt am 14. 1. über Goethes Unwohlsein, ist am 16. 1. bei dem wiedergenesenden Goethe, findet ihn im Frühjahre oft sehr gereizt, erwähnt am 10. und 15. 4. Goethes Unwohlsein, notirt am 18. 4.: „Nach Tisch in Goethes Haus, der heute früh sehr krank war und durch Aderlass vor Lungenentzündung gerettet wurde.“ Die Spazierfahrt nach Belvedere am 13. 6. ist die erste seit 7—8 Monaten. Auch weiterhin klagt v. Müller oft über Goethes Stimmung. Am 8. 12. „heftigste Scene“ mit Müller und Meyer.

Am 28. 4. Besuch Cousin's: Goethe hustet immer und seine Stimme zittert.

1826.

T. (23. 1.): Nach 11 Uhr geschröpft. (14. 4.): „Blieb für mich wegen geschwollener Ohrdrüse". (27. 4.): „Befand mich des Nachts nicht wohl und blieb 28. 4. im Bette." (29. 4.): „brachte abermals eine unruhige Nacht zu." (30. 4.): „hatte zwar unterbrochen, aber gut geschlafen." Gebadet. Meist im Bette. (1. 5.): „Ungünstige Nacht, doch aber bey Zeiten aufgestanden." (3. 5.): „Uebrigens bey nicht vortheilhaftem Befinden den Tag in der Stille zugebracht." 5. 5. Gebadet. 6. 5. Leidliches Befinden. (21. 5.): „Kam darauf Herr Geh. Hofr. Stark. Sprach von entschiedener anzugreifender Cur." (3. 6.): Stark, „die Wunde besehend und seine Gedanken eröffnend." (10. 6.): Stark und Bergrath Wahl „die Wunde besehend und das Nächste anordnend." (19. 6.): „Bergrath Wahl verband in dessen [Vogel's] Gegenwart. Consultation deshalb." (28. 6.): „Rath Vogel dem Verband beywohnend." Im Juli wiederholt „Gebadet". Auch 13. 12. „Gebadet".

Br. An Zelter (17. 6.): „auch zeig ich an dass mein Uebel auf der Rückkehr ist, wenn sichs nicht wieder anders besinnt."

Gespr. v. Müller ist am 1. 5. bei Goethe, der noch unbass, doch schon besser war.

Am 15. 5. erwähnt Goethe gegen Eckermann „seinen krankhaften Zustand von voriger Woche“.

v. Schorn (23. 9.): „Er scheint sehr wohl zu sein, bis auf ein kleines Pflaster, das er noch am Halse trägt.“

Bm. Die „Wunde“ scheint eine absichtliche gewesen zu sein, d. h. die „entschiedene Cur“ Starck's, ein Haarseil?

1827.

T. (4. 1.): Unruhige Nacht. (5. 1.) Rath Vogel. Eine neue Arzeney verordnend. Von 10. 6. bis 26. 7. dreimal „Gebadet“. (30. 7.) „Befand mich beym Aufwachen nicht wohl und brachte den Tag meist unthätig hin.“ (7. 8.): „Befand mich nicht wohl“. (8. 8): „Blieb im Bette“.

Br. An Zelter (6. 2.): Es sei die Zeit her ganz wohl gegangen, das Befinden leidlich. (10. 4.): Leidliches Befinden und kein körperliches Uebel.

Gespr. v. Müller findet am 8. 8. Goethe im Bette, an Erkältung kränkelnd, doch munter, am 9. 8. wohler.

Förster fand 1827 [wann?] Goethe an den Augen leidend; er trug bei Tage einen Schirm von grüner Seide ... am Abend schützte er sich gegen das Lampenlicht durch einen vorgesetzten Schirm.

Bm. Von Ende Mai an wieder Neigung zu poetischer Thätigkeit.

1828.

T. (2. 4.): „Abends Hofrath Vogel. War einige Arzeney nöthig.“ (3. 4.) Unruhige Nacht. Des Morgens besserer Zustand.

(25. 10.): „Verhielt mich ruhig wegen Indisposition.“ (30. 10.) Unruhige Nacht. (31. 10.) Die Nacht nicht viel besser. [Vier Besuche.] „Den übrigen Tag im Bette zugebracht und das Vorseyende überlegt.“

Gespr. Goethe sagte in Dornburg zu Eckermann: „Ich verlebe hier so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröthe zu entzücken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien und halte geistige Zwiegespräche mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen und wovon ich euch wunderliche Dinge mittheilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, dass es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben.“

1828.

Bm. Im Allgemeinen gute Stimmung. Auffallend ist nach dem Tode des Grossherzogs das grosse Wohlbehagen Goethes in Dornburg. Die behagliche Stimmung und eine gewisse Erregung geben sich auch in den Briefen an Zelter sehr deutlich kund. Am 25. 8. das Mondscheingedicht für Suleika (Ueberselig ist die Nacht), also Liebeserregung.

1829.

T. (4. 1.) „Befand mich beym Aufstehen nicht wohl. Legte mich wieder zu Bette, verblieb den Tag und die folgende Nacht daselbst." (5. 1.) „Brachte den Morgen im Bette zu mit besserem Befinden."

(29. 5. u. 12. 6.) „Gebadet".

(4. 7.) Nach einer übeln Nacht im Bette geblieben. (5. 7.) Bei besserem Befinden das Nothwendigste beseitigt.

Gespr. Im October fand F. Förster Goethen wieder an einer Augenentzündung leidend, mit einem grünseidenen Schirm gegen Tages- und Lampenlicht geschützt. „Dr. Vogel .. will mir nicht gestatten, vor vier bis fünf Wochen meine noch immer entzündete Netzhaut in Versuchung zu führen."

1830.

T. (22. 6.) „Früh aufgestanden. Bald wieder niedergelegt. Hofr. Vogel abgewartet. Nochmals vereitelter Versuch aufzustehen. Indessen arbeitete ich immerfort. Schrieb, dictirte, liess mundiren, sodass ich bis gegen Abend erwünscht zu Stande kam.“ (23. 6.): „Entschloss mich im Bette zu bleiben.“ (24. 6.) [Nach Tische] „Ich versuchte wieder ins Leben zu treten. Verfügte mich aber bald wieder zur Ruhe.“ (25. 6.) „Früh aufgestanden. In allem Ordnung gemacht.“

(11. 7.) „Blieb im Bette wegen Unwohlseyn und brachte still den ganzen Tag zu.“ (12. 7.) „Morgens blieb dessgleichen im Bette.“ (30. 7.) „Nachher H. Hofr. Vogel wegen dem Verbande.“

(25. 9.) „Ich befand mich übel wegen Verkältung. Begab mich bald in meine hinteren Zimmer und brachte eine üble Nacht zu.“ (26. 9.) „Ich hatte mich sogleich erholt.“

(13. 10.) „Ich suchte mich durch Ruhe herzustellen.“

(10. 11.) „Gegen Abend Herr Geh. Rath v. Müller und Hofr. Vogel, mir mit möglichster Schonung das in der Nacht vom 26. bis 27. October erfolgte Ableben meines Sohnes in Rom zur Kenntniss zu bringen; worauf denn Nachstehendes theils mitgetheilt, theils

überlegt wurde." (25. 11.) „Schlief ein, wurde aber nach 10 Uhr durch einen Bluthusten wieder aufgeweckt. Wurde Hofr. Vogel gerufen, welcher sogleich zur Ader liess. Worauf sich's besserte." (26. 11.) „Den ganzen Tag ging es leidlich bis Abends von 5 bis 6 Uhr, wo der Anfall wiederholte." (27. 11.) „den ganzen Tag ging es gut." (29. 11.) „Die Nacht ziemlich gut geschlafen." (30. 11.) „Die Nacht ruhig zugebracht. Früh wieder aufgestanden."

Br. An Zelter (29. 4.): „Und dann darf ich Dir wohl ins Ohr sagen: ich erfahre das Glück, dass mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre." (3. 6.): „gedenke meiner als eines, zwar nicht immer behäglich, aber doch immerfort ernst ja leidenschaftlich strebenden und wirkenden Freundes."

(21. 11.): „Es scheint als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man seye nicht aus Nerven, Venen, Arterien und anderen daher abgeleiteten Organen, sondern aus Drath zusammengeflochten . . . Das eigentliche wunderliche und bedeutende dieser Prüfung ist, dass ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jünger-Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiterzutragen habe."

(1. 12.): [mit Bleistift] „Noch ist das Individuum beysammen und bey Sinnen. Glück auf." (6. 12.):

„Schon seit einiger Zeit trau ich dem Landfrieden nicht und befleissige mich, das Haus zu bestellen.“ (10. 12.): „Diesmal aber hat der Zeiger nur einige Stunden retardirt und nun ist alles wieder im alten, mässigen Gange.. Das Aussenbleiben meines Sohnes drückte mich, auf mehr als eine Weise, sehr heftig und widerwärtig; ich griff daher zu neuer Arbeit, die mich ganz absorbiren sollte. Nun griff ich sie mit Gewalt an und es gelang so weit, dass der Band... gedruckt werden könnte... So weit nun bracht ichs in vierzehn Tagen, und es möchte wohl kein Zweifel seyn, dass der unterdrückte Schmerz und eine so gewaltsame Geistesanstrengung jene Explosion, wozu sich der Körper disponirt finden mochte, dürften verursacht haben.“ (28. 12.): „dass ich mich für das Verhältniss verwundersam wohlbefinde, unter der Bedingung einer ganz eigenen diätetischen Selbstverläugnung.“

Gespr. (24. 1.): „dass ich mich jetzt so gut halte, verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längst abgefahren. Vogel ist zum Arzte wie geboren und überhaupt einer der genialsten Menschen, die mir je vorgekommen sind.“

(14. 2.) Der Tod der Grossherzogin stört Goethes Heiterkeit nicht.

Ueberhaupt herrscht in den Gesprächen von 1830 eine eigenthümliche Erregtheit vor. Oft derbe, burschikose oder übertriebene, oder negative, wegwerfende Urtheile. Der unbefangene Leser fühlt etwas Krankhaftes. Dem Kanzler ist die Sache nicht entgangen: er wundert

sich oft über Goethes Erregtheit; Goethe war aufgeregt, aber nicht gemüthlich, und ähnliches sagt er. Am 24. 4. notirt v. Müller: „Im Ganzen war er heut sehr lebhaft, aufgeregt, geistreich, aber mehr ironisch und bizarr als gemüthlich, mehr negativ als positiv, mehr humoristisch als heiter.“ Am 6. 6. sagt er, Goethe habe die weimarische Geselligkeit schneidend und mit epigrammatischer Schärfe kritisirt. Goethe sagte: „Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.“

v. Müller: (21. 6.) Goethe wird unwohl. (2. 10.) Goethe etwas unwohl. (13. 10.) Goethe unpässlich. (8. 11.) bei Goethe, der aber ziemlich mattherzig war. (10. 11.) „Nachmittags bittere Stunden bei Goethe, um ihm die Schreckenskunde beizubringen.“ „Doch er empfing sie mit grosser Fassung und Ergebung. Non ignoravi, me mortalem genuisse! rief er, als seine Augen sich mit Thränen füllten.“ (21. 11.) bei Goethe, der sehr heiter war.

Eckermann (25. 11.): Goethe erschien still und oft in sich verloren.

Hierzu sei das Bulletin Vogels vom 29. November mitgetheilt. Es lautet: „Seine Excellenz, der Herr Staatsminister von Goethe, durch eine frühere, sehr schwere Herzkrankheit und durch neuere Ereignisse zu Unregelmässigkeiten im Kreislaufe des Blutes durch die Athmungsorgane disponirt, wurde (vielleicht in Folge anhaltenden und lauten Sprechens), den 26. November, Nachts gegen eilf Uhr plötzlich von einem ungemein heftigen Lungenblutsturze be-

fallen, Ein starker Aderlass am Arme und geeignete innerliche Mittel hemmten mit dem Blutergusse die drohende Erstickungsgefahr. Der Unfall erneuerte sich den folgenden Nachmittag zweimal, wurde aber sogleich durch innerliche Mittel unterdrückt. Seit dieser Zeit wird nur zuweilen offenbar früher ergossenes, geronnenes, mit Schleim vermengtes Blut in geringer Quantität ausgehustet. Man kann behaupten, dass jetzt alle Funktionen in Ordnung sind. Der Schlaf ist gut, der Appetit nicht unbedeutend, die Verdauung regelmässig. Die Kräfte sind bei weitem nicht so geringe, als man bei solchen Vorgängen fürchten musste. Die vortreffliche Constitution des verehrten Kranken lässt eine baldige völlige Wiederherstellung mit gutem Grunde hoffen.

W. den 29. Novemb. 1830. Dr. Vogel.“

1831.

T. (25. 2.): „Ich liess zur Ader in Gegenwart des Hofraths Vogel.“ (18. 3.): „Ich legte mich wegen des Fusses zu Bette“ [nachmittags]. (19. 5.): „Befand mich nicht wohl.“ (20. 5.): „Wegen des Catarrhs der Tag ungenutzt hingegangen.“ (21. 5.): „Unruhige Nacht.“ An diesen Tagen immer hin thätig. (25. 5.): „Unruhige Nacht.“ (26. 5.): „Schlaflose Nacht.“ (27. 5.): „Leidliche Nacht.“ Dann Besserung. (21. 7.): „Abschluss des Hauptgeschäftes.“ (25. 9.): „Höchst unerfreuliche Schwäche.“ — Für die Tagebücher der letzten Jahre ist charakteristisch, dass nicht bloss Thatsachen, sondern auch kleine Betrachtungen, besonders Missbilligungen moderner Erscheinungen, gegeben werden.

Br. An Zelter. Am 23. 2. berichtet Goethe unvermittelt über den Tod des Sohnes. Aehnlich am 7. 4. an Loder: „Mein Sohn, der freylich schon in bedenklichen Umständen durch Italien ging, schien durchaus sich zu erholen und auf dem Wege zu genesen . . . Dieses Ereigniss, den ganzen sittlichen Menschen ergreifend, mit den daraus herfliessenden Folgen einer vollkommenen Umänderung meiner Lebensweise, wollte

denn doch der bejahrte Organismus nicht geduldig übertragen; sondern musste sich erst durch die furchtbare Krise eines gewaltsamen Blutsturzes, wiederum eine Art von Freyheit erkämpfen."

An Zelter (1. 6.): „ich habe diese vierzehn Tage Gefangenschaft unter einer harten katarrhalischen Despotie gar wohl zu nutzen gewusst, indem ich gränzenlos las." (9. 6.): „Heute sind es gerade drey Wochen, dass ich, durch einen widerwärtigen Rheumatismus, abgeschlossen bin von allem geselligen Leben." (18. 6.): „Seit drey Wochen, wie ich schon geklagt habe, von katarrhalischen Unbilden und dem widerwärtigsten Wetter niedergehalten."

Bemerkenswerth ist die fast fieberhafte Geschäftigkeit des letzten Jahres. Am 4. 9. meldet Goethe die Vollendung des Faust an Zelter, gleich aber treten neue Forderungen hervor „wie in einem Bäckerladen à la queue". Am 15. 11.: „Zu den hundert Dingen, die mich interessiren, constituirt sich immer eins in der Mitte als Hauptplanet und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen, in vielseitiger Mondgestalt, umher, bis es einem und dem andern auch gelingt gleichfalls in die Mitte zu rücken."

Gespr. u. A. Nach Conta hat Goethe einen Rückfall seiner Krankheit erlitten, nachdem er den jungen Maler gesprochen, in dessen Arm sein Sohn gestorben ist, obwohl im Gespräche der Sohn nicht erwähnt wurde (Suphan, Preller-Briefe. Goethe-Jahrb. 1902. p. 32).

v. Müller: (5. 3.) bei Goethe, der am Fuss litt. (17. 3.) bei Goethe, der an seinem Fuss stärker als bisher litt.

(19. 3.) Goethe, den ich zu Bett traf, doch mittheilend. (29. 3.) freundlich, doch weniger lebendig, weil er immer noch etwas leidend am Fusse ist.

Stickel (22. 3.): Goethe sass seitswärts davon auf einem Stuhl und hatte das leidende Bein über einen zweiten Stuhl ruhend.

Soret: (31. 3.) Goethe war in der letzten Zeit abermals sehr unwohl, sodass er nur seine vertrautesten Freunde bei sich sehen konnte. Vor einigen Wochen musste ihm ein Aderlass verordnet werden. Dann zeigten sich Beschwerden und Schmerzen am rechten Beine, bis dann zuletzt sein inneres Uebel durch eine Wunde am Fusse sich zuletzt Luft machte, worauf sehr schnelle Besserung erfolgte. Auch diese Wunde ist nun seit einigen Tagen wieder heil und er ist wieder heiter und graziös wie vorher.

v. Müller: (21. 5.) Ich traf Goethe zu Bette, er liess sich nicht sprechen. (22. 5.) Bei Goethe, der noch immer sehr unwohl war. (23. 5.) Ziemlich munter. (2. 6.) Goethe, der wohler, aber noch sehr verdrüsslich ist.

1832.

T. (24. 1.): „Neue Aufregung zu Faust in Rücksicht grösserer Ausführung der Hauptmotive, die ich, um fertig zu werden, allzu lakonisch behandelt hatte.“ (16. 3.): „Den ganzen Tag wegen Unwohlseyns im Bette zugebracht.“ [Die letzten Worte des Tagebuches!]

Br. An Zelter (14. 1.): „Ungesäumt, unverwandt, so fort an!“

Der letzte Brief an Zelter vom 11. 3. zeugt von vollkommener Frische und Munterkeit. —

Aus den Angaben Vogels über die Zeit von 1825 bis 32 sei noch Folgendes mitgetheilt:

Bemerkenswerth war das ganz eigene resignirte Wesen, welches bei Goethe während der letzten Jahre seines Lebens in allen Krankheiten an die Stelle eines in ähnlichen Fällen früher gewöhnlichen aufbrausenden Unmuthes getreten war.

Es wurde Goethen im höheren Alter ungemein schwer, Entschlüsse zu fassen. Er bezeichnete es selbst als Schwäche, es rühre daher, dass er niemals genöthigt gewesen sei, rasch zu handeln. Wurde er

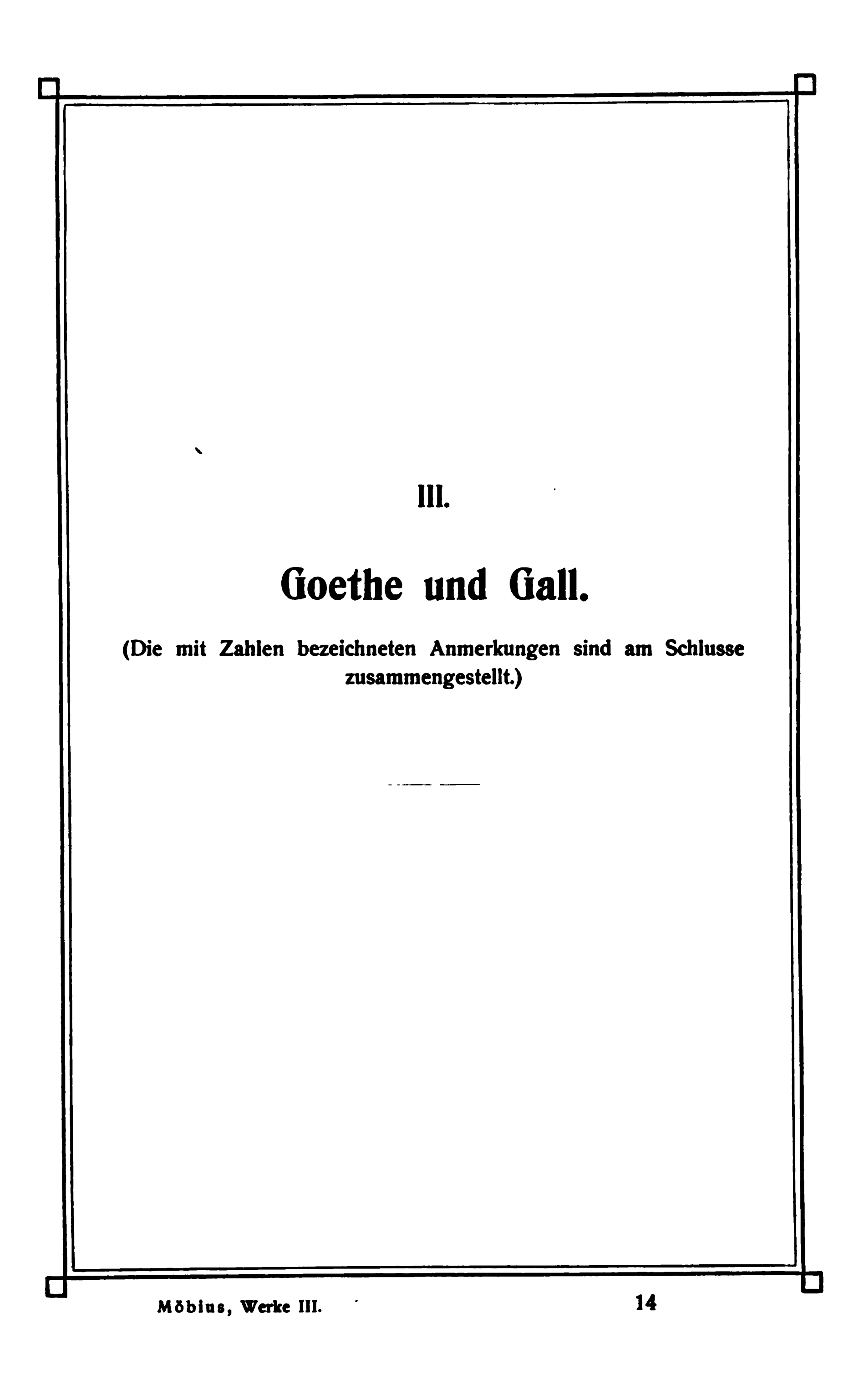
zu schnellen Entschliessungen gedrängt, wie nach dem Tode des Sohnes, so wurde er leicht grämlich.

Krankheit hielt Goethe für das grösste irdische Uebel. Er fürchtete nicht den Tod, aber ein qualvolles Sterben. Unter allen körperlichen Leiden waren ihm Schmerzen am peinlichsten; nächst ihnen afficirten ihn am mächtigsten entstellende Uebel.

Goethe sei stark und wohlgebaut gewesen, habe nur etwas zu kurze Beine gehabt. Die besten Abbildungen seien Rauchs Büste und Stielers Gemälde. Der Körper sei wohlbeleibt gewesen, die Brust breit und hoch gewölbt, der Hals rund, die Haut zart und weiss mit durchschimmernden Venen, an den Unterschenkeln geringe Varicositäten, das Haupt mit seidenweichem grauen Haar dicht besetzt, die Zähne bis zuletzt wohl erhalten. Er habe niemals an Zahn- oder Kopfweh gelitten.

Er war ein sehr dankbarer und folgsamer Kranker. —

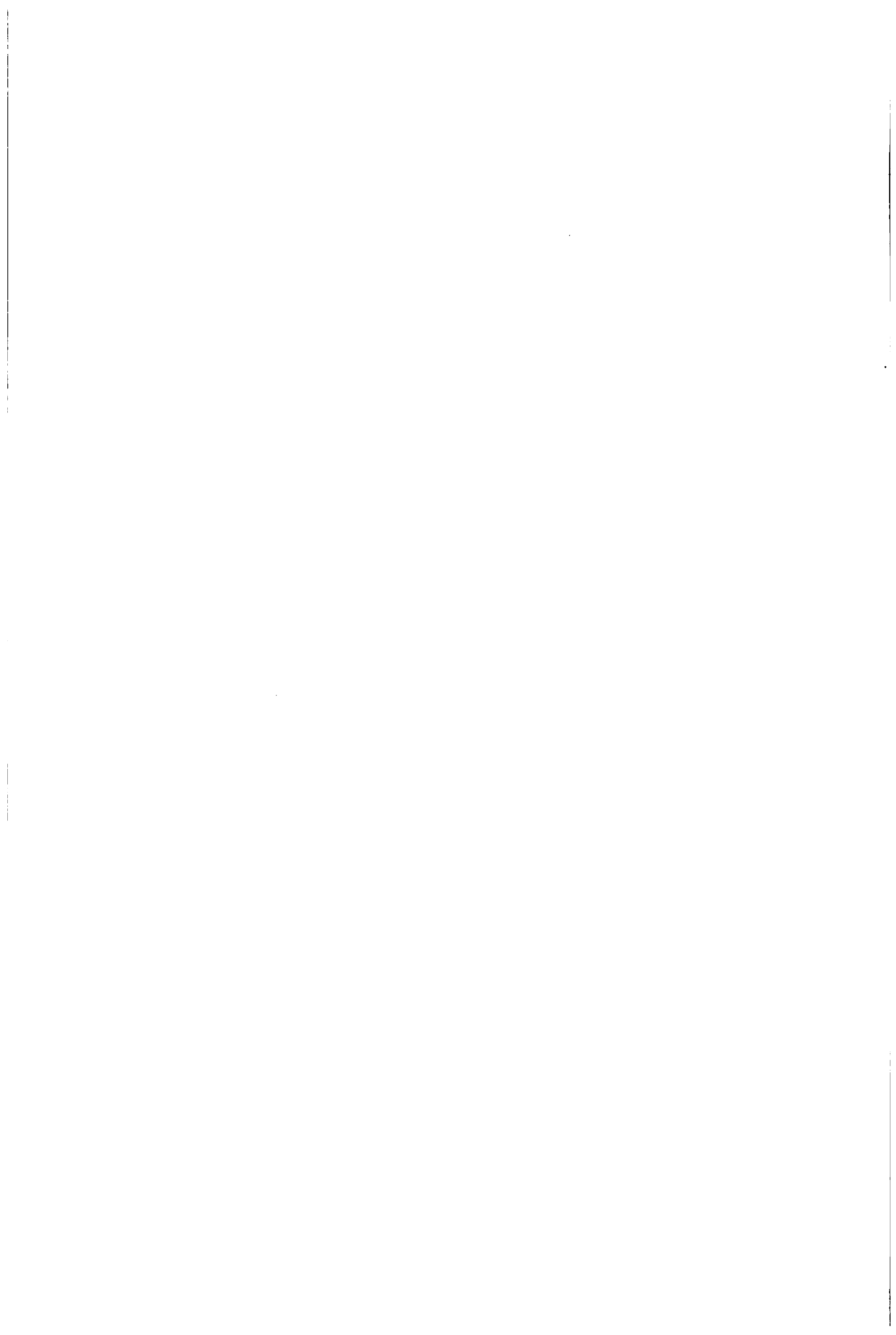
Eckermanns Worte über die Leiche lauten: „ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füsse zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall."



III.

Goethe und Gall.

(Die mit Zahlen bezeichneten Anmerkungen sind am Schlusse zusammengestellt.)



Goethes erste Bekanntschaft mit Gall.

Die erste Spur in Goethes Werken davon, dass Goethe sich um Gall gekümmert hat, finden wir in dem 1802 geschriebenen Vorspiel „Was wir bringen". Es heisst dort im 10. Auftritte: „Das [der Reisende] scheint ein Physiognomist zu seyn, er macht uns Complimente die wir gern annehmen. Wenn er mir nur nicht, um sichrer zu gehen, nach der neuen Methode den Kopf befühlen will."

Gall war im J. 1801 durch die Dummheit aus Wien weggetrieben worden und hatte begonnen, seine Lehre, die damals schon ziemlich fertig gewesen zu sein scheint, auf Reisen zu verkündigen. Mehr und mehr wandte sich ihm die allgemeine Theilnahme zu. Zwar hatte Gall noch fast nichts geschrieben, aber schon waren viele Schriften erschienen, die den Inhalt seiner Vorträge mehr oder weniger getreu wiedergaben.[1]) Die Gegner fingen an, sich zu rühren, und im grossen Publicum wurde ebenso lebhaft verhandelt wie in den gelehrten Kreisen. Goethe hat Galls Lehre wahrscheinlich durch Froriep kennen lernen. Ludwig Friedrich Froriep (1779—1847) aus Erfurt wurde 1802 ausserordentlicher Professor der Medicin in Jena, und

in diesem Jahre erschien die 3. Auflage seiner „Darstellung der neuen, auf Untersuchungen der Verrichtungen des Gehirns gegründeten, Theorie der Physiognomik des Hn. Dr. Gall in Wien“ (Weimar, im Industriecomptoir [1800 u. 1801] 1802. 8. 80 SS. Mit 1 Kpf.).*)

Vielleicht hat Froriep auch persönlich mit Goethe verkehrt. Im J. 1802 fragte Schadow Goethen, „ob er verstatten würde, mit dem Zirkel die Maasse nehmend, seinen Kopf zu zeichnen.“ Dies sei bedenklich, sagte Goethe, „denn die Herrn Berliner wären Leute, die daraus Manches deuten möchten — in Weimar wäre einer gewesen, der Galls Lehre anhieng, nämlich der Dr. Froriep, der gerade verreist sei.“*)

Dass das Interesse für Gall bei Goethe angedauert hat, bezeugen die Annalen für 1803. Da lässt Goethe einen Brief abdrucken, den er am 24. Januar 1803 an Willemer in Frankfurt gerichtet hat.**) Es heisst dort: „Dass wir aber alles Misswollende, Verneinende, Herabziehende durchaus ablehnten und entfernten, davon sey nachstehendes ein Zeugniss. Zu Anfang des Jahrs war mir durch einen werthen Freund ein kleines Lustspiel zugekommen mit dem Titel: Der Schädelkenner, die respectablen Bemühungen eines Mannes

*) Der letzte Satz ist vielleicht nicht ganz correct. 1802 war Froriep in Jena. Er wurde 1804 nach Halle berufen, 1808 nach Tübingen, kam erst 1816 als sachsenweimarischer Obermedizinalrath nach Weimar.

**) Im Tagebuche steht unter 24. 1. 1803: Hrn. G. R. v. Willemer, Frankf. a. M. Theatr. Stück zurück.“

wie Gall lächerlich und verächtlich machend. Ich schickte solches zurück mit einer aufrichtigen allgemeinen Erklärung, welche als ins Ganze greifend hier gar wohl einen Platz verdient.

‚Indem ich das kleine artige Stück, als bei uns nicht aufführbar, zurücksende, halte ich es, nach unserm alten freundschaftlichen Verhältnisse, für Pflicht die näheren Ursachen anzugeben.

Wir vermeiden auf unserm Theater so viel möglich alles was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist, und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das, womit sich dort mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimniss abgewinnen zu wollen, kann für sich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer, eine lächerliche Seite bieten, und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er im Vorbeigehen sich einen kleinen Seitenhieb erlaubt. Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben sorgfältig alles was sich in einiger Breite auf philosophische oder litterarische Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gall'sche wunderliche Lehre, der es denn doch so wenig als der Lavater'schen an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter preisgeben, besonders da wir fürchten

müssten, manchen unserer achtungswerthen Zuhörer dadurch verdriesslich zu machen.

Weimar, den 24. Januar 1803.'"

Ich komme später auf die Frage zurück, was für ein Stück „der Schädelkenner" gewesen sei.

Erst am 21. 11. 1804 wird Gall wieder erwähnt. Goethe schreibt an Eichstädt: „Den Aufsatz über die Gallische Schädellehre finde ich vorzüglich gut; wer wird aber die über diese Materie herausgekommenen Schriften recensiren, wenn es dieser Verfasser nicht selbst thut? Dem es am leichtesten werden würde, weil hier nun schon eine Ansicht der Gallischen Leistung vorhanden ist und fernerhin das Verhältniss seiner Gönner oder Widersacher zu ihm selbst darzulegen wäre, wie es bey den französischen Schriften schon glücklich geschehen; denn freylich ist die Arbeit von 275 mit dieser nicht zu vergleichen." Eichstädt war Redacteur der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, und Goethe förderte im Interesse Jenas dieses Blatt damals mit allen Kräften. Der Aufsatz, auf den sich Goethe in dem Briefe an Eichstädt bezieht, ist abgedruckt worden in J. A. L. Z. von 1805, No. 7, 8, 9 vom 8. 9. 10. Januar, auf pp. 50. 58. 66. Er ist unterzeichnet mit J. G. und rührt von Görres her. Görres ist im Allgemeinen für Gall eingenommen, spricht aber von dem hohen Standpunkte des Naturphilosophen aus und erscheint daher jetzt als recht wunderlich, ja als verschroben. Auf p. 50 heisst es: „Gall hat in einer öffentlichen Erklärung, bey Gelegen-

heit der Walterschen Schrift, sich förmlich von der Intellectualität losgesagt. Die Natur muss für diess Opfer ihn umsomehr mit ihrer Huld begünstigen, und ihre Gewogenheit in dem Maasse ihm zuwenden, wie er frommen Herzens in ihrem Dienste beharrt."

Görres berichtet über die Schriften Frorieps, Walthers*) (Landshut 1802), Martens (1802 und 1803), Grubers (1803), Metzgers (1803), Leunes (1803). Froriep verhalte sich als Referent, Walther als zustimmender Naturphilosoph.

Die „französischen Schriften", die Görres bespricht, sind: 1. Ein Vortrag von Bojanus in der Pariser Académie de Médecine am 12. Pluviose X, und ein 3 Blätter starker Rapport von Chaussier, Giraud und Duval am 7. Ventose (der Hauptgrund der Herren Rapporteurs gegen Gall sei der, dass der Kopf des ersten Consuls „äusserlich sehr klein" sei). 2. Ein für Gall eintretender Brief von Charles Villers an Cuvier (Metz. An. X. 1802. 82 pp. 8°). 3. Eine französische Uebersetzung der Schrift Frorieps.

Mit 275 meint Goethe wahrscheinlich eine Besprechung einiger über Galls Lehre handelnder Schriften, die mit dem Zeichen — d — in No. 9 (p. 72) der J. A. L. Z. von 1805 abgedruckt ist. Sie rührt von Dr. Hagedorn her und ist in einem für Gall wohlwollenden Sinne verfasst. Goethe hatte am 2. 1. 1805

*) Das Büchlein Walthers ist dadurch interessant, dass in ihm die Vertheidigung Galls gegen den kaiserlichen Erlass abgedruckt ist.

an Eichstädt geschrieben: „Ew. Wohlgeb. erhalten ... 2. die beiden anderen auf Gall sich beziehenden Recensionen, deren Zurechtschneidung und Gebrauch völlig überlasse."

Die erste feindliche Aeusserung der J. A. L. Z. steht in No. 35 (p. 274) vom 11. 2. 1805. Es ist in einer Anzeige der von H. Walther bearbeiteten Schrift des Tralles über das Opium die Rede von „Galls crass empirischer Kraniographie", und es wird von Heloten der Wissenschaftlichkeit gesprochen, die die Wissenschaft an der Erfahrung erproben wollen. Der Redacteur hätte diesen absurden Ausfall nicht durchgelassen, wenn er nicht schon hinter Goethes Rücken von Galls Feinden eingenommen gewesen wäre. Goethe scheint das Signal nicht beachtet zu haben.

Gall war 1805 in Berlin. Er wurde da von Vielen werthgeschätzt, ja er erregte solche Begeisterung, dass man zwei Medaillen auf ihn prägen liess.[3])

Andererseits ergrimmte der Anatom Professor Walter und griff ihn mit giftigen Waffen an.

Goethe schrieb am 26. April 1805 an Marianne von Eybenberg: „Doctor Gall macht in Berlin grosses Glück und nimmt viel Geld ein. Es sollte mir sehr interessant seyn, ihn kennen zu lernen, und wünschte daher wohl, dass er sich zu uns bemühte."

Gall kam zunächst in der Mitte des Jahres nach Halle, und hier traf er zum ersten Male mit Goethe zusammen. Leider ist Goethes Tagebuch für 1805 so dürftig, dass es nicht verwendet werden kann. Wir sind auf Goethes Darstellung in den Annalen und auf einige Briefstellen

angewiesen, soweit wie Goethes Aeusserungen in Betracht kommen. Goethe erzählt, er sei im Sommer nach Lauchstädt gegangen und von da nach Halle, einer Einladung des Professor Wolf folgend. Wolf war am 30. Mai nach Weimar gekommen und hatte den durch Schillers Tod niedergedrückten Goethe lebhaft angeregt. Die Verhandlungen mit dem widerspruchliebenden Wolf über antiquarische Fragen sollten in Halle fortgesetzt werden. Ob die Erwartung Galls zur Reise Goethes nach Halle beigetragen hat, wissen wir nicht. Goethe schildert den ihm nützlichen Verkehr mit Wolf und fährt dann fort:

„Hierauf nun erwartete mich in einem andern Fache eine höchst durchgreifende Belehrung. Dr. Gall begann seine Vorlesungen in den ersten Tagen des Augusts, und ich gesellte mich zu den vielen sich an ihn herandrängenden Zuhörern. Seine Lehre musste gleich so wie sie bekannt zu werden anfing, mir dem ersten Anblicke nach zusagen. Ich war gewohnt das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo schon dem Auge kein Geheimniss bleibt, dass die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfliessen und erst einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber schwerer zu beobachten sind, bis allmählich die angeschwollene Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Da nun eben diese organische Operation sich in allen Systemen des Thiers von unten auf wiederholt und sich vom Greiflichen bis zum Unbemerkbaren steigert, so war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd, und sollte Gall, wie man

vernahm, auch durch seinen Scharfblick verleitet zu sehr ins Specifische gehen, so hing es ja nur von uns ab, ein scheinbar paradoxes Absondern in ein fasslicher Allgemeines hinüber zu heben. Man konnte den Mord-, Raub- und Diebsinn so gut als die Kinder-, Freundes- und Menschenliebe unter allgemeinere Rubriken begreifen, und also gar wohl gewisse Tendenzen mit dem Vorwalten gewisser Organe in Bezug setzen.

Wer jedoch das Allgemeine zum Grund legt, wird sich nicht leicht einer Anzahl wünschenswerther Schüler zu erfreuen haben, das Besondere hingegen zieht die Menschen an, und mit Recht; denn das Leben ist aufs Besondere angewiesen, und gar viele Menschen können im Einzelnen ihr Leben fortsetzen, ohne dass sie es nöthig hätten weiter zu gehen als bis dahin, wo der Menschenverstand noch ihren fünf Sinnen zu Hülfe kommt.

Beim Anfang seiner Vorträge brachte er einiges die Metamorphose der Pflanze Berührende zur Sprache, so dass der neben mir sitzende Freund Loder mich mit einiger Verwunderung ansah; aber eigentlich zu verwundern war es, dass er, ob er gleich diese Analogie gefühlt haben musste, in der Folge nicht wieder darauf zurückkam, da doch diese Idee gar wohl durch sein ganzes Geschäft hätte walten können.

Ausser diesen öffentlichen, vorzüglich kraniologischen Belehrungen entfaltete er privatim das Gehirn selbst vor unsern Augen, wodurch denn meine Theilnahme sich steigerte. Denn das Gehirn bleibt immer der Grund und daher das Hauptaugenmerk,

da es sich nicht nach der Hirnschale, sondern diese nach jenem zu richten hat, und zwar dergestalt, dass die innere Diploe der Hirnschale vom Gehirn festgehalten und an ihre organische Beschränkung gefesselt wird, dagegen denn, bei genugsamem Vorrath von Knochenmasse, die äussere Lamina sich bis ins Monstrose zu erweitern und innerhalb so viele Kammern und Fächer auszubilden das Recht behauptet.

Galls Vortrag durfte man wohl als den Gipfel vergleichender Anatomie anerkennen; denn ob er gleich seine Lehre von dorther nicht ableitete und mehr von aussen nach innen verfuhr, auch sich mehr eine Belehrung als eine Ableitung zum Zweck vorzusetzen schien, so stand doch alles mit dem Rückenmark in solchem Bezug, dass dem Geist vollkommene Freiheit blieb, sich nach seiner Art diese Geheimnisse auszulegen. Auf alle Weise war die Gall'sche Entfaltung des Gehirns in einem höhern Sinne als jene in der Schule hergebrachte, wo man etagen- oder segmentweise von oben herein durch bestimmten Messerschnitt von gewissen unter einander folgenden Theilen Anblick und Namen erhielt, ohne dass auf irgend etwas weiter daraus wäre zu folgern gewesen. Selbst die Basis des Gehirns, die Ursprünge der Nerven, blieben Localkenntnisse, denen ich, so ernst mir es auch war, nichts abgewinnen konnte; weshalb auch noch vor kurzem die schönen Abbildungen von Vicq d'Azyr mich völlig in Verzweiflung gesetzt hatten.

Dr. Gall war in der Gesellschaft, die mich so freundlich aufgenommen hatte, gleichfalls mit einge-

schlossen; und so sahen wir uns täglich, fast stündlich, und das Gespräch hielt sich immer in dem Kreise seiner bewundernswürdigen Beobachtung: er scherzte über uns alle und behauptete, meinem Stirnbau zufolge, ich könne den Mund nicht aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen; worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, dass ich eigentlich zum Volksredner geboren sey. Dergleichen gab zu allerlei scherzhaften Bezügen Gelegenheit, und ich musste es gelten lassen dass man mich mit Chrysostomus in eine Reihe zu setzen beliebte.

Nun mochte freilich solche geistige Anstrengung, verflochten in geselliges Wohlleben, meinen körperlichen Zuständen nicht eben zusagen; es überfiel mich ganz unversehens der Paroxysmus eines herkömmlichen Uebels, das von den Nieren ausgehend sich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome schmerzlich ankündigte. Es brachte mir diessmal den Vortheil einer grösseren Annäherung an Bergrath Reil, welcher als Arzt mich behandelnd mir zugleich als Praktiker, als denkender, wohlgesinnter und anschauender Mann bekannt wurde. Wie sehr er sich meinen Zustand angelegen seyn liess, davon giebt ein eigenhändiges Gutachten Zeugniss, welches vom 17. September dieses Jahrs unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird.

Dr. Galls ferneren Unterricht sollte ich denn auch nicht vermissen; er hatte die Gefälligkeit den Apparat jeder Vorlesung auf mein Zimmer zu schaffen und

mir, der ich durch mein Uebel an höherer Beschauung und Betrachtung nicht gehindert war, sehr auslangende Kenntniss und Uebersicht seiner Ueberzeugungen mitzutheilen.

Dr. Gall war abgegangen und besuchte Göttingen; wir aber wurden durch die Aussicht eines eigenen Abenteuers angezogen.“ [Folgt der Besuch bei Beireis.]

Auch von Galls Seite liegen einige Aeusserungen vor. Er schrieb[4]) seinem Freunde D. A. Streicher: „Als ich nach Halle kam, wartete schon Goethe auf mich, er war in der Absicht dahin gereist, obschon er sich sehr übel befand. Er war mein eifrigster Zuhörer und diese Ehre wurde mir sehr beneidet.“ Steffens, Loder und Vulpius sollen Gall in der Meinung bestärkt haben, Goethe sei seinetwegen gekommen. Gall schrieb weiter: „Obendrein musste ich Goethe öfters eigene Vorlesungen zu Hause geben, damit wir ja mit unseren wechselseitigen Ideen recht vertraut werden sollten. Er bestätigte häufig meine Sätze mit seiner eigenen Erfahrung und war überaus glücklich bei dem Uebergang meiner Aufschlüsse über die bestimmten Eigenschaften des Geistes. Unsere Gemüther schmolzen oft so ganz inniglich zusammen. Wir sahen uns und verliessen uns nie, ohne uns herzlich zu umarmen. Es ist aber auch wahr, Goethes Kopf ist ein göttlicher Kopf, was es vorragt, wie edel es sich hinwölbt, wie sichs zum Bilde eines Jupiter eignet. Ach Streicher bei solcher Erscheinung möchte ich mir selbst Weihrauch streuen und mir zurufen ach du seliger Gall! So hat Gott überall eine leserliche Hand

geschrieben, aber nur wenige sind eingeweiht diese Hand auch lesen zu können."

Ein weiterer Bericht über die Vorgänge in Halle steht im Intelligenz-Blatte der J. A. L. Z. vom 28. Juli 1805 (No. 83. p. 701): „Dr. Gall hält seine Vorlesungen seit dem 8 ten dieses bey uns Abends von 6—8 Uhr, und wird bis zum Ende dieser Woche fortfahren [der Brief ist vom 16. Juli datirt]. Goethe, der sich jetzt hier aufhält, und Wolf sind aufmerksame Zuhörer von ihm, und beide lassen seinem feinen Beobachtungsgeiste und Scharfsinne volle Gerechtigkeit widerfahren. Gall hat überhaupt etwa 120 Zuhörer, unter welchen wenigstens 30—40 Freybillets erhalten haben; keinem, der sich darum beworben hat, versagte er den Zutritt. Er logirt bey dem Geh. Rath Loder. Ob alle Resultate, welche Gall aus seinen vielen und trefflichen Beobachtungen zieht, richtig sind, wagt man nicht zu behaupten; doch ist er selbst so bescheiden, mehrere derselben nur für Vermuthungen auszugeben. Was die anatomischen Facta betrifft, auf welche er sich stützt: so hat unseren berühmten Anatomiker von der Richtigkeit mehrerer derselben die Autopsie und anatomische Evidenz überzeugt; andere schienen demselben noch nicht klar genug, weil er erst ein paar Menschengehirne — die noch dazu sehr weich waren — mit Gall zergliedert hat. Loder will sich alles von Gall wiederholt zeigen lassen, und dann für sich allein eine Reihe von Versuchen an Menschen- und Thier-Gehirnen machen, um alles genau zu prüfen; nachher erst wird er sein Urtheil darüber öffentlich geben. —

Es ist zu beklagen, dass Hr. Walther in Berlin sich durch Animosität und Vorurtheil hat verblenden lassen, Dinge zu leugnen, die nicht zu leugnen sind, und andere hingegen zu behaupten, die offenbar falsch sind. Seine ‚Etwas‘ würden gewiss anders ausgefallen seyn, wenn er erst untersucht, und nachher geschrieben hätte. — Gall geht von hier auf einige Tage nach Weimar, und von da über Gotha nach Göttingen, wo er Blumenbach's Cabinet sehen, vielleicht auch wohl Vorlesungen halten wird.“

Endlich hat als Augenzeuge H. Steffens über Gall in Halle berichtet (Was ich erlebte. VI. p. 48. 1842). „Gall trat in dem grossen Saal eines Gasthauses auf, von Thier- und Menschen-Schädeln umgeben. Seine Vorträge sprachen seine innige Ueberzeugung aus, und er äusserte sich ganz mit der Leichtigkeit der Conversation:... Goethe sass unter den Zuhörern auf eine höchst imponirende Weise. Selbst die stille Aufmerksamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Gesichtszügen konnte dennoch das steigende Interesse an der Entwickelung des Vortrages nicht verbergen. Rechts neben ihm sass Wolf und links Reichardt.“ Es wird weiter erzählt, wie Gall die Köpfe seiner Zuhörer als Beispiel benutzt habe. Er sagte, der grosse Dichter sei ein Beispiel des schönen und bedeutenden Ebenmaasses ohne in bestimmten Richtungen ausgezeichnete Erhebungen des Schädels. „Das ganze Auditorium sah Goethe an. Er blieb ruhig, ein kaum bemerkbares vorübergehendes Missvergnügen verlor sich in einem unterdrückten

ironischen Lächeln, aber die stille unbewegliche Ruhe seiner Gesichtszüge ward dadurch nicht gestört." Gall sprach vom Tonsinne und zeigte sein Organ an Reichardts Kopfe. Er sprach dann vom Sprachgedächtnisse, Wolf aber drehte den Kopf und nahm die Brille ab, schon ehe ihn Gall als Beispiel genannt hatte. Die etwas unklaren Erörterungen des Steffens über Physiognomik und seine Kritik übergeht man am besten. Doch ist noch folgende Bemerkung von Interesse: „Die Vorlesungen Galls hatten indessen einen für die Wissenschaft heilsameren Erfolg; sie waren es vorzüglich, die Reil dazu vermochten, seine Untersuchungen über das Gehirn und Nervensystem wieder aufzunehmen."

Gall ging von Halle nach Jena, Weimar, Wilhelmsthal.

Ueber Jena schreibt er: „Weil ich anfänglich glaubte, dass ich in Weimar nicht lesen würde, so kam die Herzogin Mutter mit ihrem Hofstaate und mit Wieland nach Jena und hielten sich während dem ganzen Curs da auf."

Später schreibt er mit Hinsicht auf Weimar: „Wieland ist das liebenswürdigste Wesen in der Welt, ehrwürdig durch sein hohes und schönes Alter, anbetungswürdig durch seine edle Stirne und durch seine naive Simplicität. Wir speisten täglich beisammen, und fuhren immer in einem Wagen. Wir hatten also Gelegenheit uns zu durchdringen. Hundertmal ergriff er mich bei der Hand, schüttelte mir sie unter dem Ausdrucke, Du herrlicher Mann! ach warum

kannst Du nicht bei uns bleiben! — Mit Thränen in den 'Augen mussten wir scheiden und unter diese Thränen mischten sich die Thränen der vortrefflichen Herzogin. Ueberhaupt war dieser Aufenthalt in Weimar sehr angenehm. — Schwerlich wird jemand so glücklich sein mit den ausgewählten Menschen von allen Klassen so vertraut zu werden, wie ich. Keinem Kaiser könnte man mehr Achtung und Zudringlichkeit erweisen. Ich muss daher unserem Zeitalter volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass es mich weit über meine Verdienste und zwar noch bei Lebzeiten belohnt hat. Dieses soll mir aber auch ewig zur Aufmunterung dienen, nie etwas Anderes als wohlthätige Wahrheiten zu suchen und diese nicht in die Stuben der Gelehrten, sondern in die Herzen der gesammten Menschheit zu vergraben."

Wie lebhaft Goethes Interesse war, das zeigen seine Briefe. Am 3. 8. schreibt er von Lauchstädt aus an Cotta: „Dr. Gall ist auch in Weimar sehr wohl aufgenommen worden und wird wahrscheinlich von der Mitte dieses Monats an daselbst und in Jena lesen. Auch ist schon ein Ruf aus Bremen an ihn ergangen. Wenn er nicht so geschwind nach Hause eilt, so kann er noch ganz Deutschland erobern." Am 5. 8. schreibt er an Nicolaus Meyer in Bremen: „Ihr Schreiben an Herrn Dr. Gall habe ich sogleich nach Göttingen abgeschickt, als wohin er unmittelbar zu reisen willens war, da er aus dieser Gegend wegging. Allein ich höre nun, dass er noch in Weimar lesen und vor der Hälfte dieses Monates wohl kaum von dort scheiden

wird. Ich werde also Ihr Gesuch entweder mündlich oder schriftlich bey ihm anbringen. Er verdient auf alle Weise, von jedem Denkenden gekannt und gehört zu werden: denn ausser dem höchst Belehrenden seines Vortrags findet man in demselben die angenehmste Unterhaltung." Am 16. 8. schreibt er an den Herzog: „Indessen habe ich Galls Vorlesungen mit grosser Unbequemlichkeit abgewartet und mich doch sehr unterhalten und erbaut gefunden. Wahrscheinlich haben Ew. Durchlaucht ihn nunmehr selbst gesehen und gehört, beurtheilt und geschätzt." Am 28. 8. schreibt er wieder an den Herzog: „So gelangten wir . . . wieder nach Halle, wo Dr. Galls Nahme noch immer nachklingt, über dessen Leistungen ich mich bald mit Ew. Durchlaucht mündlich zu unterhalten hoffe." Am 16. 11. schreibt er an Eichstädt: „Ew. Wohlgeb. erhalten mit Dank das übersandte Lustspiel zurück. Es ist zwar nicht ohne Humor, doch stösst es gegen eins der Hauptgesetze unsres Theaters an, indem es den Doctor Gall nennt und sich hauptsächlich auf dessen Wesen und Treiben bezieht. Ich lasse jederzeit die Namen lebender Personen ausstreichen und die Stellen verändern, wenn ihrer im Vorbeygehen erwähnt wird; denn ich glaube nicht, dass man das Recht hat bekannte Männer — und solche müssen es doch wohl seyn — im Guten oder Bösen auf dem Theater zu erwähnen."[5])

Im Tagebuche steht unter 24. 3. 1806: „Rec. Galls in der J. A. L. Z.", unter 12. 4. 1806: „Hofr. Eichstedt mit dem Müllerischen Brief." In diesem Briefe an

Eichstädt heisst es: „Wenn ich Ew. Wohlg. zu antworten bisher gezaudert, so war es nur um mich von dem Schrecken zu erholen, den Sie mir durch die Recension über Gall erregt haben. Gewiss hätten Sie mir solche vorher mitgetheilt, wenn Sie nur einen geringen Theil der unangenehmen Empfindung, die mir solche verursacht geahndet hätten." Goethes Zorn, den er sehr mild ausdrückt, ist sehr berechtigt. Die „schreckenerregende" Recension ist ein gehässiges Machwerk, in dem der Recensent auf den thörichten Ackermann gestützt über Gall von oben herab aburtheilt. Diese boshafte Besprechung hat Eichstädt veröffentlicht, obwohl er wusste, dass Goethe in freundschaftlicher Beziehung zu Gall stand, und dass Alle, auch Gall, annehmen mussten, die Recensionen der J. A. L. Z. seien von Goethe, ihrem Protector, gebilligt. Das musste ja Goethen am meisten kränken, dass der Anschein entstand, er lasse Gall, den er bisher gelobt hatte, hinterrücks angreifen. Diese Erfahrung wird wohl eine von denen sein, die Goethen veranlassten, später von „dem Abgrunde der jenaischen Professoren-Gemeinheit" zu sprechen. In den Anmerkungen zu Goethes Briefwechsel mit Eichstädt lesen wir, dass der Geheimrath Voigt, der anfänglich von dieser „Gall'schen Abfertigung" sehr befriedigt gewesen sein soll, am 7. 4. 1806 über deren Aufnahme bei Goethe geschrieben hat: „Bei der Unterredung mit Herrn v. Goethe hat es mir geschienen, dass er über die Gallsche Recension insofern verlegen sei, als ohne Noth mit einiger Animosität dabei verfahren, und er

daher wohl gewünscht hätte davon vorher unterrichtet gewesen zu sein, zumal Sachkenntniss ihn dazu qualificire.“ Ebenda wird auch gesagt die mit J. R. unterzeichnete Recension sei von Reil. Reil hatte früher gesagt, er habe „in Galls anatomischen Demonstrationen des Gehirns mehr gesehen, als er geglaubt hätte, dass ein Mensch in seinem ganzen Leben entdecken könnte.“ Jetzt dankte er Gall dafür mit dem anonymen Angriffe auf seine Anatomie und seine Schädellehre, auf sein Wissen und seinen Charakter. Die Professoren Walter und Ackermann hatten Gall verurtheilt, da konnte doch Reil nicht zurückbleiben. Ich habe mich entschlossen, die giftige Recension abdrucken zu lassen, damit dieser Beitrag zur Geschichte der deutschen Gelehrten nicht verloren gehe.[6]) Einige Bemerkungen über Reil seien angefügt,[7]) und auch den Herren Walter und Ackermann seien einige Worte gewidmet.[8])

Nach Laube (Neue Reisenovellen II. p. 158. 1837) hat Goethe folgendes über Gall gesagt. Zwar ist diese „mündliche Mittheilung“ anderweit nicht bezeugt, aber sie klingt so, als wäre sie echt.

„Von seinem [Galls] Vortrag ist man im Ganzen wohl zufrieden. Ist er gleich nicht immer streng logisch geordnet, und laufen gleich zuweilen entbehrliche excursus mit unter, so ist er doch immer nicht nur unterhaltend, sondern auch wirklich belehrend. Ich habe den Schlüssel zu manchen von mir gemachten Beobachtungen gefunden. Auch ist mir Gall's Organenlehre, ob wir gleich noch nicht an das Detail gekommen sind, doch schon ziemlich klar, und scheint

mir sehr annehmlich. Das den Schädel ein wenig emportreibende kleine Partikelchen Hirn thut's freilich nicht, sondern der gesammte Theil des Nervensystems, der in jenem Partikelchen sich endet. Ich stelle mir es so vor. Wenn wir einen Schädel in den Händen haben, und auf ein an demselben befindliches sogenanntes Organ hinabsehen, so blicken wir aus der Höhe auf einen belaubten Wipfel eines Baumes, dessen Aeste wir aus unserem Standpunkt nicht bemerken, und noch weniger den (hier in Rückenmark eingehüllten) Stamm sehen können. Aber wenn ich aus meinem Fenster meiner obersten Etage auf einen tief darunter stehenden Baum hinabsehe, so unterscheide ich gewiss sehr richtig an der Belaubung des Wipfels, ob der Baum in gesundem starkem Trieb stehe, oder ob er am Stamm den Brand habe, an der Wurzel von Wassermäusen angenagt sei u. dergl. Selbst die einzelnen kränkelnden oder gesunden Aeste erkenne ich so von oben herab sehr sicher an der Beschaffenheit ihrer Belaubung. Nicht als wenn die Kraft des Baumes von dem üppigen Laub abhinge, sondern ich dort oben, der ich nicht hinabsteigen und Stamm und Wurzel untersuchen kann, erkenne nur die kräftige und kränkelnde Vegetation am Laube des Wipfels."

Im Gespräche mit Riemer sagte Goethe am 2. December 1806. „Wenn die Natur einen bestimmten Etat für die genera der organischen Wesen hat, demzufolge sie eine starke Ausgabe durch eine Ersparniss wieder compensiren muss, so hat sie ihn wahrscheinlich auch bei den Individuen. Um nur vom Menschen zu reden,

so scheinen die starken Ausgaben an gewissen Theilen der Organisation gewisse Schwächen an anderen nach sich zu ziehen. Und auf dieser Lässigkeit, auf dieser Balancirung, scheint es, beruht alle Verschiedenheit der Bildung, und nur auf diesem Wege dürfte Galls Theorie zu begründen sein."

„Das Gall'sche System kann dadurch zu einer Erläuterung, Begründung und Zurechtstellung gelangen.

Es ist ein sonderbarer Einwurf, den man gegen dasselbe davon hergenommen hat, dass es eine partielle Erklärungsweise sei von Erscheinungen, die aus dem gesammten organischen Wesen ihre Erklärung schöpfen. Als wenn nicht alle Wissenschaft in ihrem Ursprunge partiell und einseitig sein müsste! Das Buchstabiren und Syllabiren ist noch nicht das Lesen, noch weniger Genuss und Anwendung des Gelesenen; es führt doch aber dazu. Eine Würdigung dieser erst aufkeimenden Wissenschaft oder dieser Art des Wissens ist noch viel zu früh."

Unter dem 16. December 1806 schreibt Riemer: „Goethe bemerkte, dass, da er nach Gall die Gabe habe, sich nur gleichnissweise auszudrücken, er nun auch das Verhältniss der Newtonischen Lehre zu seiner und der frühern in einem Gleichniss darstellen wolle: er habe dieses gefunden in den verschiedenen astronomischen Systemen. Das Newtonische verhalte sich zu dem neuesten, seinem, wie das Tycho-de-Brahische zu dem Kopernikanischen."

Im Tagebuche ist unter 23. 2. 1807 notirt: „Abends Comödie: Die Organe des Gehirns." Es handelt sich

um ein recht lustiges Stück Kotzebues; ein Urtheil Goethes darüber scheint nicht bekannt geworden zu sein.[9])

Im Jahre 1807 sehen Goethe und Gall einander zum zweiten und letzten Male. Gall war 1805 über Hamburg nach Dänemark gegangen, hatte dann Westdeutschland, Holland und die Schweiz bereist, und rüstete sich 1807 zur Reise nach Paris, das vom Spätherbst 1807 an sein dauernder Aufenthalt gewesen ist. Am 23. September 1807 schreibt Gall an Bertuch in Weimar: „Wenn Goethe da ist, so beschwören Sie ihn doch, dass er mir seinen prächtigen herrlichen Kopf abdrücken lässt. Alle Welt lacht mich aus, dass ich ihn nicht habe; ich will recht sanft mit ihm umgehen.“ Im Oktober kommt Gall nach Weimar. In Goethes Tagebuche heisst es unter dem 16. 10. 1807: „Nachher [nach anderen Besuchen am Vormittage] Dr. Gall und Sporzheim [sic]. Zu Tische Deny und Sophie Teller. Dr. Gall kam nach Tische wieder, wo wir über seine Lehre bis gegen Abend sprachen; da ich mich für ihn abgiessen liess.“ Unter dem 17. 10.: „Ueber Galls Erzählungen und Vorträge nachgedacht.“ Wir erfahren also, dass Goethes Gesichtsmaske damals entstanden ist.

Goethe hat selbst durch einen Gedächtnissfehler Irrungen hervorgerufen. Er schrieb nemlich am 27. 2. 1820 an S. Boisserée: „Es sind wohl sechs und mehr Jahre, dass ich Gall zu Liebe, der bei uns einsprach, meine Maske abformen liess, sie ist wohl gerathen; Weiser hat sie nachher aufgesetzt und die Augen ge-

öffnet.“ Im Tagebuche von 1807 heisst es: (19. 10.) „Um 4 Uhr zu Weisser,“ (21. 10.) „Nachmittag bey Weissern wegen der Büste.“ (22. 10.) „Bey Weissern wegen der Büste.“ (24. 10.) „Nachmittag bey Weissern.“ Es scheint sich also das Aufsetzen und Augenöffnen durch den Bildhauer Weisser gleich an die Abformung angeschlossen zu haben. Wahrscheinlich hat Goethe später die durch Weisser bearbeitete Gallsche Maske gemeint, wenn er am 18. 8. 1820 sagt, dass die Berliner Künstler. (Tieck und Rauch) zur Vorbereitung der Büste „die vorhandene Maske ausdruckten.“

Wer die Maske selbst gemacht hat [Gall? Spurzheim?], wohin die ursprüngliche Maske gekommen ist, das erfahren wir nicht. Das aber steht fest, dass wir Gall das einzige zuverlässige Bild aus Goethes Mannesjahren verdanken.

Ein Nachklang des Besuches von Gall ist es, wenn Goethe im Tagebuche unter dem 3. 11. 1807 berichtet: „Besuchte ich dieselben [Savignys] und ging nachher zu der Prinzess Caroline, wo Frau von Stein gegenwärtig war. Ich unterhielt sie mit dem Schema der Gemüthskräfte und der daraus zu ziehenden Horoskopen.“ In den Briefen wird Galls Besuch nur einmal erwähnt. Goethe schreibt am 19. 10. 1807 an einen Unbekannten: Seine Aufmerksamkeit werde wieder auf den Maler Klotz gelenkt, „indem Herr Dr. Gall in diesen Tagen mir von den fortgesetzten Bemühungen desselben [um eine Farbenlehre] erzählt hat.“ Da Klotz aus seinen Ansichten kein Geheimniss mache, wie er

wisse, „und ich von Herrn Dr. Gall abermals vernehme," so wünsche er Näheres zu wissen.

Wie ernst es Goethe mit Galls Lehre nahm, beweist das, dass er sich nicht scheute, öffentlich Schädel nach Galls Anleitung zu beurtheilen. Im ersten Hefte des zweiten Bandes der Aufsätze" über Kunst und Alterthum" (Von Goethe, Stuttgard. 1818.) auf S. 189 ff. wird über die durch Ausgrabungen bei Gross-Romstedt (in der Nähe Weimars) gewonnenen Skelete berichtet. Es heisst da: „An den Schädeln fand man keine Verwundung, das Beysammenliegen von Männern, Weibern und Kindern möchte wohl eine ruhige Nomaden-Horde andeuten. Das Merkwürdigste jedoch vor allem andern ist die herrliche Gestalt dieser Knochen-Reste; die Schädel jedoch, (wir sagen es mit Einstimmung unseres Freundes Blumenbach,*) von der grössten Schönheit. Die Organe, nach Gallischen Bestimmungen ausgesprochen, bezeichnen ein Volk mit den glücklichsten Sinnen für die Aussenwelt begabt, nicht weniger mit allen Eigenschaften, worauf sich Dauer und Glück der Familien und Stämme gründet. Das Organ des Enthusiasmus fehlt ganz auf der Höhe des Scheitels, dagegen vermisst man sehr gern die garstigen egoistischen Auswüchse die sich hinter den Ohren eines ausgearteten Menschengeschlechts zu verbergen pflegen."

Am 15. Januar 1816 schrieb Goethe an v. Sack, die Vortheile des Aufenthaltes in Paris seien gross, „sodass Männer wie Humboldt und Gall, wenn sie

*) Goethe hatte die „Silhouetten" der Schädel an Blumenbach geschickt (Briefw. mit Eichstädt, 319).

sich selber nicht verkürzen wollten, einen solchen Aufenthalt nicht verlassen dürften."

Aus der späteren Zeit ist wenig mehr anzuführen. Goethes Theilnahme wandte sich anderen Dingen zu, und nur hie und da wird Gall noch erwähnt.

Am 24. Juni 1823 nahm Goethe im Gespräche mit F. von Müller Partei für Galls Lehre gegen die Pariser Kritiker.

Als Goethe den zweiten Aufenthalt in Rom bearbeitete, wies er bei Gelegenheit des angeblichen Raphael-Schädels*) auf Gall hin: „Ein wahrhaft wundersamer Anblick! Eine so schön als nur denkbar zusammengefasste uud abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, später an andern Schädeln bemerkt, in der Gall'schen Lehre zu so mannichfaltiger Bedeutung geworden sind."

In den Wanderjahren schreibt Hersilie an Wilhelm, sie habe den Schlüssel zu dem wunderbaren Kästchen gefunden, und habe ihn heimlich an sich genommen. „Da sehen Sie nun, in was für einen Zustand mich die Freundschaft versetzt: ein famoses Organ entwickelt sich plötzlich, Ihnen zu Liebe; welch ein wunderlich Ereigniss!" Natürlich ist Galls Organ des Erwerbsinnes oder Stehltriebes gemeint.

Am 20. Juni 1827 erwähnte Goethe gegen F. von

---

*) Der echte Schädel ist bekanntlich später in Raphaels Grabe gefunden worden. Der Schädel in der Akademie S. Luca, von dem Goethe spricht, soll einem anderen Künstler (Gregorio Adjutorio) angehört haben.

Müller Galls Verlangen nach einem Abgusse seines Kopfes.

Im Tagebuche ist unter dem 1. 7. 1830 bemerkt, Goethe habe aus der Jagemannischen Verlassenschaft einen Schädel erhalten, der für den van Dyks gehalten werde, „auf alle Fälle aber von der vorzüglichsten Construction ist." Goethe konnte von Vorzüglichkeit blos im Sinne Galls sprechen. Der Schädel ist übrigens noch im Goethe-Hause zu sehen.

Am 17. Januar 1831 scherzte Goethe im Gespräche mit Soret über den zugespitzten Kopf Karls X.: „das Organ der Religiosität erscheint bei ihm sehr entwickelt."

Endlich sei noch eine Stelle aus einem Briefe Knebels an Goethe angeführt, und zwar deshalb, weil Rollett sie als Ausspruch Goethes giebt. Knebel schreibt am 13. 3. 1807: „Da haben sie einen Franzosen secirt und seinem Hirnschädel nach Galls Grundsätzen manches Zweideutige nachgesagt." Knebel will sich nicht in „diese frevelhaften Dinge" einlassen.

Ob Gall sich nach 1807 noch über Goethe ausgesprochen hat, wissen wir nicht, da seine Briefe noch nicht bekannt sind. Rollett giebt nur folgende Stelle aus einem Briefe an Streicher von 1827: „Vor einigen Monaten habe ich die Büste von Göthe erhalten, wenn sie, wie man mir versichert hat, auf ihm abgegossen worden ist, so ist der Kopf um vieles kleiner geworden, als ich ihn vor 21 Jahren gesehen habe. Damals war er ein reiner Apollo, Augen wie ein Gott, eine Stirne, die mich bezauberte und das Organ des Scharfsinnes,

wie ich es noch nirgendwo gesehen hatte. Nun ist Alles um Vieles zurückgeschwunden. Es geht mit unserem Gehirne, wie mit den Brüsten der Weiber und wenn's einmal zum Lumpen wird, so hat Kraft und Grazie ein Ende."

Rollett meint, es könnte die nicht ganz lebensgrosse Büste von Posch in Berlin gemeint sein. —

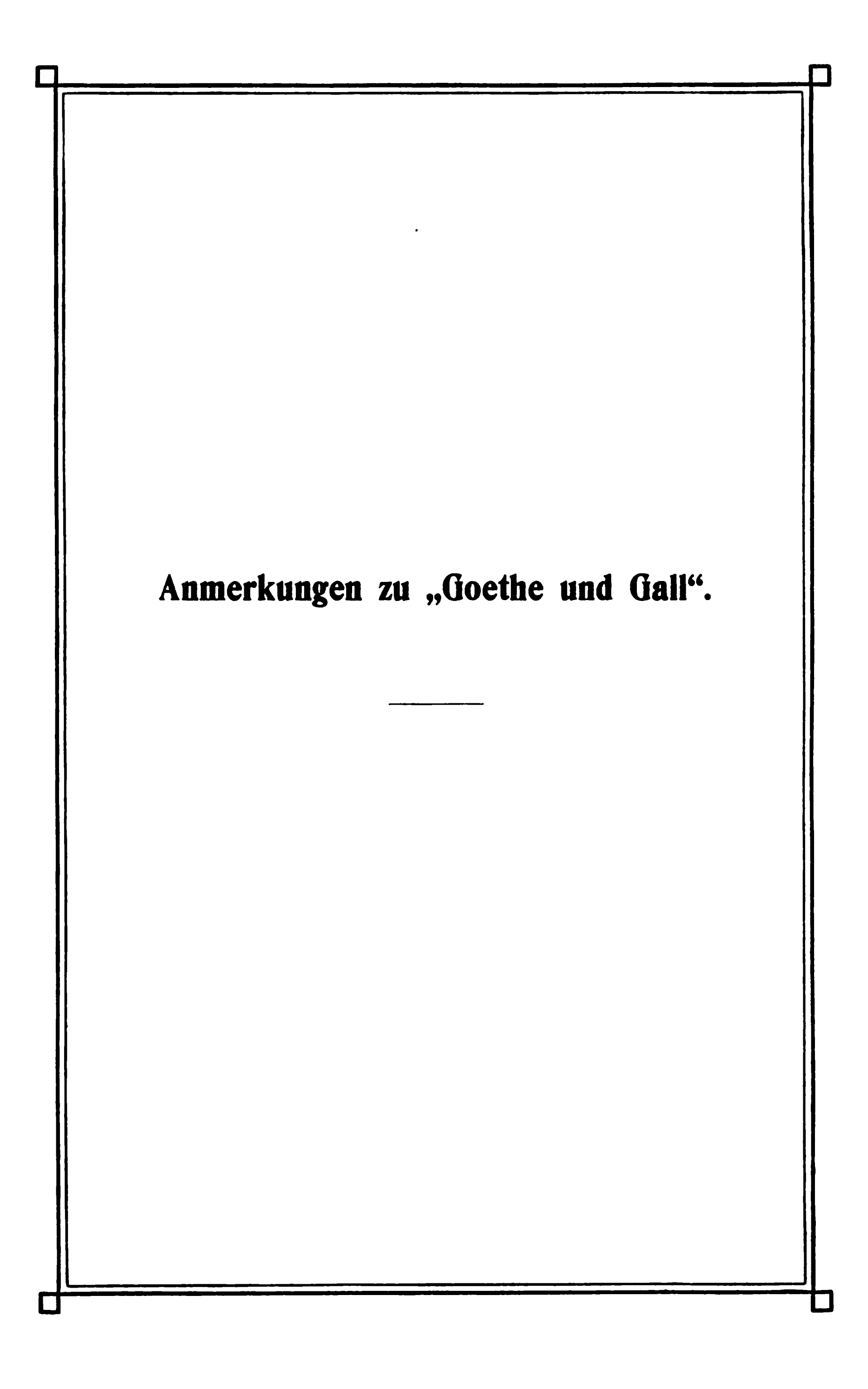
Was ist nun bei alledem herausgekommen? Im Grunde nicht viel. Gall hat sich an Goethes schönem Kopfe erfreut, aber nichts deutet darauf hin, dass Goethe stärker auf ihn eingewirkt hätte. Gall war eben derart von seiner Thätigkeit erfüllt, dass er wohl geben, aber nicht nehmen konnte.

Grösser war die Wirkung Galls auf Goethe. Sowohl durch Galls Gehirnanatomie, wie durch seine Schädellehre fühlte sich Goethe gefördert. Er hatte bei Loder die gewöhnliche Art der Gehirnzerlegung kennen lernen, d. h. Abtragung von oben her und Benennung der nach einander bloss gelegten Theile. Begreiflicherweise musste ihn Galls Art sehr ansprechen, denn die herkömmliche Manier, die das Gehirn, „wie einen Käse" behandelte, gab keinen Aufschluss über den Zusammenhang der Theile, während Gall, dessen Vorgänger Willis gewesen war, vom Rückenmarke ausgehend den natürlichen Faserzügen folgte und so den Bau des Organes klar machte. Auch die Auffassung Galls, dass das Gehirn die Blüthe des Rückenmarkes, sozusagen ein entfaltetes und gesteigertes Rückenmark sei, musste Goethen sehr gefallen, weil sie sich mit seiner Ansicht traf, nach der der Schädel aus einer Anzahl von Wir-

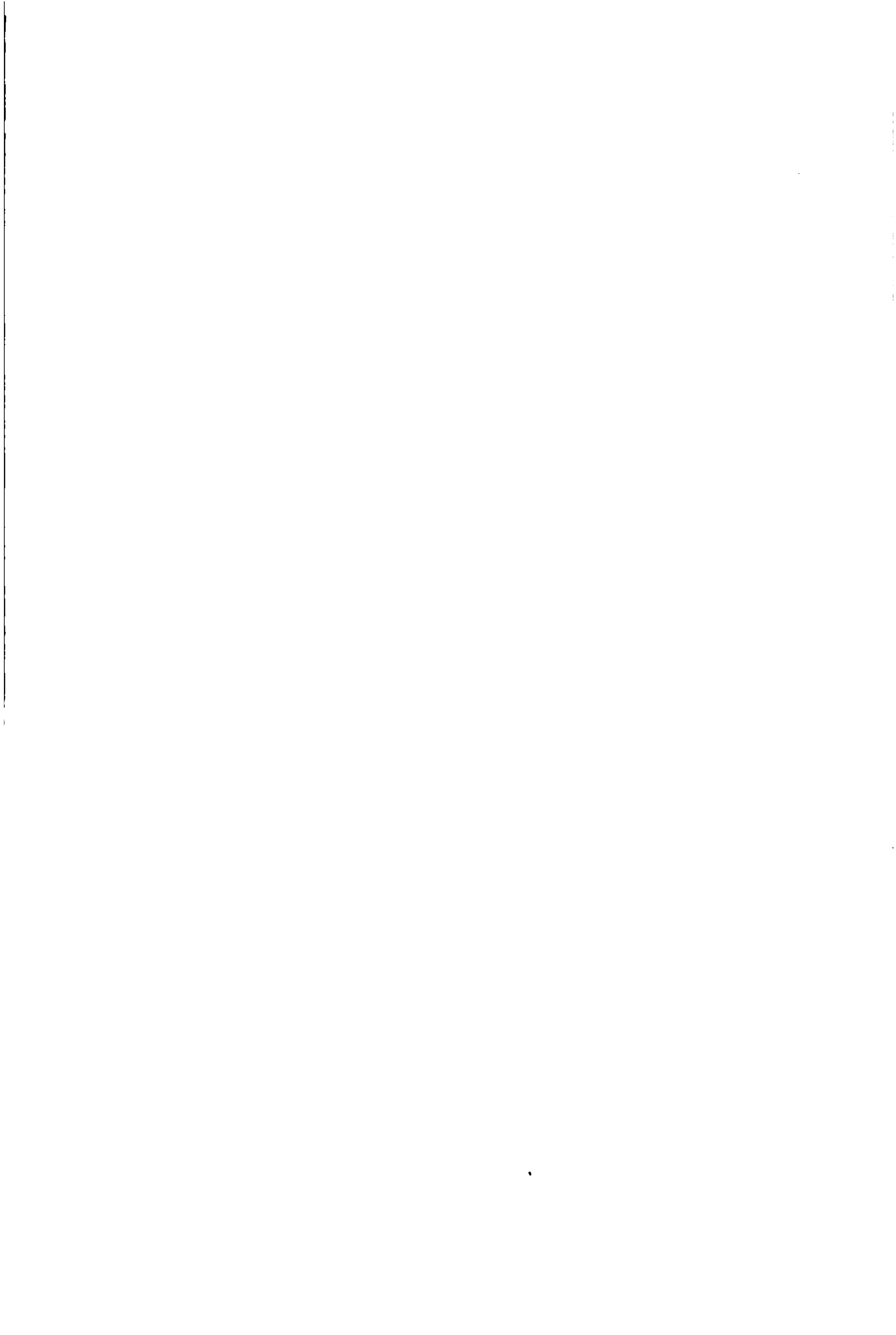
beln entstanden ist. Beide hatten eben im Gegensatze zu den Gelehrten ihrer Zeit das Richtige erfasst, und deshalb gab es ein erfreuliches Zusammentreffen. Immerhin wird Goethe nicht allzutief in die Gehirnanatomie eingedrungen sein, denn seine Liebe war nun einmal der Osteologie zugewandt.

Zur Schädellehre aber war Goethe durch Lavater und die Beschäftigung mit der Physiognomik gekommen. Zwar hatte er die Physiognomik liegen lassen und war auf die vergleichende Anatomie zurückgegangen, aber dabei spielte, wie er selbst sagt, der Pik auf den Propheten eine wichtige Rolle; das Princip der Physiognomik, die Möglichkeit, aus dem Aeusseren auf das Innere zu schliessen, hat Goethe immer festgehalten. Es musste ihm deshalb Galls Kephaloskopie von vornherein sympathisch sein. Galls Darstellung leuchtete ihm ein, und wenn er auch im Einzelnen Vorbehalte machte und Gall nicht überallhin folgen mochte, so war er doch überzeugt, dass Gall auf dem richtigen Wege sei. Seine Vorstellung von den Gehirnorganen war, wenn Laubes Mittheilungen richtig sind, etwas wunderlich, da er sich danach gedacht hat, sie möchten sich durch directe Faserzüge in das Rückenmark hinein fortsetzen, aber darauf kommt es weniger an. Dass man aus der Gestaltung des Schädels auf die Gestalt des Gehirns und somit mittelbar auf die seelischen Fähigkeiten schliessen könne, das glaubte er, und daran hat er, wie es scheint, immer festgehalten. Aber freilich, über eine Art von kühler Anerkennung kam er nicht hinaus. Dass Galls Lehre eine Um-

wälzung von höchster Bedeutung ist, dass mit ihr eine neue Psychologie und eine neue Gehirnphysiologie gegeben ist, das wurde ihm wahrscheinlich nicht klar. Man muss bedenken, dass Goethe doch nur oberflächlich mit der Sache bekannt wurde, und dass Gall selbst 1805 und 1807 noch nicht so wie später seine Anschauungen herausgearbeitet hatte. Wahre Einsicht hätte Goethen nur Galls grosses Werk geben können, und das hat er offenbar nie gesehen. Man könnte sagen, dass Goethes Scharfsinn von selbst die von Gall übernommenen Gedanken hätte weiterführen sollen. Aber Goethe war im J. 1805 56 Jahre alt, und es wäre ungerecht, zu verlangen, dass sein Geist noch damals neue Wege hätte einschlagen und zu den vielen Aufgaben, die er übernommen hatte, neue hinzufügen sollen. Wohl wäre es anders gekommen, wenn statt des Lavaterschen Unsinnes dem jungen Goethe Galls Lehre entgegengebracht worden wäre, und es ist recht Schade, dass es nicht geschehen ist. Aber den wirklichen Verhältnissen gegenüber darf man sich nicht darüber wundern, dass eine tiefgehende und andauernde Theilnahme Goethes nicht zu erreichen war. Es ist genug, dass der alternde Mann mit offenem Sinne und mit Wohlwollen das Neue aufnahm. Goethe übertraf auch diesmal die Anderen, denn er zeigte sich auch hier als scharfen Beobachter und als redlichen Mann.[10])



Anmerkungen zu „Goethe und Gall“.



Anmerkungen.

[1]) „Man erregte seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf die Gehirn- und Schädellehre des Herrn Doctors Gall in Wien durch mehrere bereits im Druck erschienene Schriften. Der Herr Doctor selbst hat bisher nur in einem weit früher herausgegebenen Werke,*) bey dessen Ausarbeitung die jetzt von ihm aufgefassten und ins Detail erweiterten Ansichten ihm selbst sich nur noch in dunkelnder Ferne zeigten, einige Grundzüge seiner Theorie des Schädels im Zusammenhange mit mehreren andern physiologischen Ideen entwickelt, und in einem an den Freyherrn von Retzer überschriebenen, Briefe historische Nachricht von seinen Entdeckungen im Allgemeinen gegeben, ausserdem aber sich nur mündlich einem bald grössern, bald kleinern Publicum, in Vorlesungen mitgetheilt. Allein mehrere junge Aerzte, welche während ihres Aufenthaltes in Wien die Gall'schen Vorlesungen besuchten, haben bereits nähere Notiz von denselben in das Publicum gebracht, indem sie in Druckschriften einige Reflexionspuncte der neuen Theorie, oder in academischen Streitsätzen Aphorismen über dieselbe aufstellten, oder die Redacteure periodischer Blätter mit einigen Daten zu Aufsätzen über dieselbe versahen.

Es ist nicht leicht von einer neuen Entdeckung in der kurzen Zeit von drey Jahren so viel geschrieben, und ohne Zu-

*) Gall's philosophisch-medicinische Untersuchungen über Natur und Kunst im gesunden und kranken Zustande des Menschen. Wien. 1791.

thun des Entdeckers selbst im Publicum verhandelt worden, als von der Gall'schen Schädellehre. Alle periodische Blätter sind mit Novellen, Anzeigen, Bemerkungen, selbst Zergliederungen der von ihr aufgestellten Grundsätze angefüllt: nicht blos in Deutschland hat sie diess allgemeine Interesse erregt; sondern selbst französische und englische Blätter suchen die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf Gall und seine Entdeckungen hinzuleiten. Wenn ich es für ein Verdienst achtete, meine Schrift in einem grossen Gefolge von Citationen auftreten zu lassen; so könnte ich mit den Titeln von Druckschriften, welche bisher über diese Schädellehre erschienen sind, einen ganzen Catalog anfüllen."

Diese Worte bilden die Einleitung zu einem recht guten Büchlein, das folgenden Titel führt: „Critische Darstellung der Gallschen anatomisch-physiologischen Untersuchungen des Gehirn- und Schädelbaues; von W—r, Zürich 1802".

[5]) Frorieps Schrift (die übrigens ohne seinen Namen erschienen ist) ist verständig und gut geschrieben. Froriep hat 1799 Galls Vorträge in Wien angehört, und seine Darstellung ist offenbar nicht nur wohlwollend, sondern giebt auch Galls Aussagen treu wieder. Sie hat ein besonderes Interesse dadurch, dass sie uns einen Einblick in die werdende Phrenologie gewährt. Zwar numerirt schon Froriep 26 Organe, aber es ist doch vieles anders, als in Galls späterem Werke. Als No. 1 erscheint ein Organ der Lebenskraft, das im verlängerten Marke gesucht wird. Zwischen No. 2 (Geschlechtstrieb) und No. 6 (Kindesliebe) wird ein Organ der Empfindlichkeit (No. 3) gesucht. Ferner soll über dem Organ des Farbensinnes ein Organ der Freigebigkeit liegen (No. 21), an dessen Stelle bei Geizigen eine Vertiefung zu bemerken sei. Endlich wird vermuthungsweise unter No. 25 ein Organ der Wahrheitliebe angenommen, das über dem der Kindesliebe liege, an dessen Stelle bei Lügnern eine Vertiefung sei. Auch in den Gedankengängen ist manches anders als bei Gall selbst, sodass man anzunehmen hat, Galls Denken habe sich nach 1800 noch beträchtlich vertieft.

Den Schluss der Schrift Frorieps machen zwei Gedichte, die sich auf Galls Lehre beziehen, das eine vom Fürsten Ligne und das andere, eine Erwiderung, von Kotzebue.

[6]) „Die königl. Medailleurs, Herr Loos und Abramson in Berlin, haben auf den Herrn Dr. Gall, welcher sich jetzt daselbst

aufhält, Medaillen geprägt. Die von Herrn Loos, zeigt auf der Vorderseite Galls Bildniss, mit der Umschrift: Im Forschen kühn, bescheiden im Behaupten; im Abschnitte: geboren 1758. Auf der Rückseite erscheint ein menschlicher Schädel mit einem Schleyer, der ihn aber nur zum Theil verbirgt, mit der Umschrift: Der Seele Werkstatt zu erspähn, fand er den Weg. Der Schädel ruht auf einem Quadratsteine, auf dessen Vorderseite Aeskulaps Schlangenstab und eine Fackel kreuzweis liegen. Im Abschnitte steht: lehrte zu Berlin 1805. (Diese Medaille kostet in feinem Silber 2 Thaler, im Ducatengolde 34 Thaler.)

Die zweyte von Herrn Abramson, welche auf Veranstaltung eines ansehnlichen Theils seiner Zuhörer geprägt wurde, hat auf der Vorderseite sein Bildniss mit der Umschrift: Josepho Gall, organorum in cerebro scrutatori, und der Inschrift: Auditores Berolinenses MDCCCV. Die Rückseite stellt einen Schädel vor, mit den von Gall angegebenen Sitzen der Gemüthsorgane, auf einem Postamente über einem Aeskulapstab, aus dem ein Lorbeerzweig grünt, auf den von der linken Seite her einige Strahlen der aufgehenden Sonne fallen. Die Umschrift aus Claudian ist: Distribuit partes animae sedesque. — Der Geburtsort Galls ist Tiefenbrunn, ein ritterschaftlicher Ort bey Pforzheim." (Intelligenzblatt der J. A. L. Z. No. 61, p. 522 vom 5. Juni 1805.)

[4]) Diese Briefstellen sind entnommen aus:

Rollett, Prof. Alexander in Graz, Aus dem Zeitalter der Phrenologie mit besonderer Beziehung auf Goethes Verkehr mit dem Phrenologen Gall. (Deutsche Revue. VII. Jahrg. 2. Band. p. 360, April—Juni 1882.)

J. Andreas Streicher, der Freund Schillers, heirathete in Augsburg die Tochter des berühmten Orgelbauers und Clavierbauers J. A. Stein. Seit 1795 führte er in Wien die Pianefortefabrik seines Schwiegervaters weiter. Er schloss da Freundschaft mit Gall, der sein Hausarzt war. Als Gall fortging, nahm er sich seiner Angelegenheiten an. Gall schrieb ihm 1805—1827. Alexander Rolletts Grossvater hat die Briefe gesammelt, und so sind sie an Alexander Rollett gekommen. Einige sind an Henriette Streicher gerichtet. Diese übersetzte Galls Werk ins Deutsche und gab ihre Uebersetzung ihrem Arzte Rollett. Rollett, der Enkel, hat einen ansehnlichen Quartband Gallscher Abhandlungen,

geschrieben von Nannette Streicher und gewidmet dem Dr. Anton Rollett.

Leider ist man auf die in Rolletts Aufsatze mitgetheilten Briefstellen angewiesen. Ich schrieb an Rollett und bat ihn, die Briefe Galls einsehen zu dürfen. Rollett antwortete: ich habe „das Uebrige späterer Bearbeitung vorbehalten, wozu ich leider wegen Ueberhäufung mit Berufsgeschäften bis jetzt nicht gekommen bin.“ Er müsse auch jetzt noch sich die Entscheidung vorbehalten, was von dem Briefwechsel zu veröffentlichen sei, und könne daher meiner Bitte nicht entsprechen.

Abgesehen von den Briefstellen habe ich Rolletts Aufsatz nicht viel entnehmen können, denn Rollett ist gegen Gall durchaus feindselig gesinnt, und Rollets Unterlagen sind unvollständig gewesen.

[5]) Ueber das zurückgewiesene Stück wird in der J. A. L. Z. vom 19. 9. 1805 (No. 224, p. 559) berichtet: „Schöne Künste. Berlin und Leipzig: Die Schädellehre, Lustspiel in 1 Act. Von C. St. 1805. 64 S. 8°. (7 gr.) Der Chirurg in einer kleinen Stadt, der etwas von Galls Schädellehre vernommen hat, verweigert einem Justiz-Commissar seine Tochter, weil er beym Rasiren einen zu glatten Schädel an ihm bemerkt, und will, wider den Willen seiner Tochter, seinen Gesellen zum Schwiegersohn haben, weil dieser einen Schädel voller Buckeln besitzt. Den in dieser Zeit begangenen Diebstahl giebt er einem bey sich wohnenden Juden Schuld, hinter dessen Ohren er eine erschreckliche Erhöhung gefunden hat. Der Justiz-Commissar entdeckt aber den Dieb in dem von dem Chirurg so gepriesenen Gesellen, und wie dann nun sein Herr ihn fragt, wie es möglich sey, bey solch einem Schädel zu stehlen, so ergiebt sich, dass alle diese Erhöhungen nichts sind als Knorpel, Ueberbleibsel von Schlägen, die er in seiner Jugend, als ein sehr gottloser Bube, von seinem Stiefvater erhalten. Der Erfolg lässt sich errathen. — Der Plan des Stücks ist gut angelegt und durchgeführt, und der Dialog mit Leichtigkeit gehalten.“

v. Biedermann (Goethes Briefe an Eichstädt. Berlin 1872) meint, vielleicht sei das Lustspiel „Die Schädellehre“ dasselbe wie das von Goethe im J. 1803 erwähnte „Der Schädelkenner“. Das ist jedoch sehr unwahrscheinlich, denn wie sollte das 1802 wahrscheinlich von Willemer selbst geschriebene Stück erst 1805

mit der Autorbezeichnung „C. St." erscheinen? Auch ist kaum anzunehmen, dass Goethe den Titel falsch angegeben habe, da ihm doch, als er den Brief an Willemer schrieb, dessen Stück vor Augen war. Man müsste also annehmen, dass Willemer seinem Stücke 1805 einen neuen Titel gegeben habe. Wahrscheinlich ist Willemers Arbeit nie erschienen.

[6]) Num. 71/72. Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, den 25/26. März 1806, p. 561 ff.

Medicin. Neueste Schriften über Galls Schädellehre. (Vergl. J. A. L. Z. 1805 No. 7—9.)

1. Berlin, b. Unger: Dr. Galls Vorlesungen über die Verrichtungen des Gehirns und die Möglichkeit, die Anlagen mehrerer Geistes- und Gemüthseigenschaften aus dem Baue des Schädels der Menschen und Thiere zu erkennen. Herausgegeben von H. G. C. v. Selpert. 1805. 124 S. 8. (12 gr.)
2. Magdeburg, b. Keil: Ausführliche Darstellung des Gallschen Systems der Schädellehre. Nach den neuesten Vorlesungen des Hn. D. Gall bearbeitet. 1805. 112 S. 8. (12 gr.)
3. Berlin, b. Schöne: Ideen zu einer künftigen Beurtheilung der Gallschen Untersuchungen über die Verrichtungen des Gehirns — mit besonderer Rücksicht auf die Bergkschen Bemerkungen und Zweifel über diese Theorie, von F. F. Flemming, prakt. Augenarzte in Berlin. 1805. 74 S. 8. (8 gr.)
4. Erfurt, b. Hennings: Dr. Joseph Galls System des Gehirn- und Schädelbaues nach den bis jetzt über seine Theorie erschienenen Schriften. Als Leitfaden bey akadem. Vorlesungen dargestellt von J. Th. Ferd. Kajetan Arnold, D. d W. W. u. Rechtswiss. Mit einem erläut. Kupfer. 1805. 304 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)
5. Dresden, b. Arnold: Dr. F. J. Galls Lehre über die Verrichtungen des Gehirns nach dessen zu Dresden gehaltenen Vorlesungen — von einem unbefangenen Zuhörer. Mit 1 Kupf. 1805. XVI u. 152 S. 8. (16 gr.)
6. Das.: Desselben Buchs zweyte verm. und verbess. Auflage. Von Karl Aug. Blöde, kurf. sächs. Finanz-Sekretär. 1806. XX u. 187 S. mit 1 Kpft. (18 gr.)

7. Berlin, b. Schöne: Beleuchtung der Gallschen Gehirn- und Schädellehre durch Vernunft und Erfahrung geleitet, von einem von aller Parteylichkeit freyen Beobachter, für Ärzte und Nichtärzte. Mit 1 Kupfer. 1805. VIII u. 288 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

8. Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: Die Gallsche Hirn-, Schedel- und Organenlehre, vom Gesichtspunkte der Erfahrung aus beurtheilt und widerlegt von J. F. Ackermann, kurf. bad. geh. Hofrath, d. Anat. u. Physiol. Prof. zu Heidelberg. 1806. 13 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Es wäre eine arge Satire auf Deutschland, wenn der Beyfall, den Galls System hier gefunden hat, nicht von solchen Leuten gezollt worden wäre, deren Lob und Tadel in diesem Punkt durchaus gleich viel gilt. Ob ein reisender Schauspieldichter, ob ein pedantischer Ausrufer im Freymüthigen, ein Pagen-Studien-Direktor, ein Finanz-Sekretär, ein Doktor der Rechte, ob alle unsere eleganten Herren und Damen ein anatomisch-physiologisches System für wahr oder falsch halten, macht nichts aus; eben so wenig ist auf die Stimme der mehresten praktischen Ärzte zu achten, welche gewöhnlich die Anatomie nicht genau studirt haben, und von denen das genaueste Studium aller Theile dieser Disciplin auch nicht zu fodern ist. Ein solches Studium, als die Beurtheilung jenes Systems voraussetzt, darf man nur von dem Lehrer der Anatomie und Physiologie erwarten, der mit Eifer seinem Fach obliegt; nur von ihm kann die Gallsche Hypothese in ihrem ganzen Umfange gewürdigt werden. Bisher haben erst wenige Anatomen ein Urtheil gegeben: die Vf. von No. 7 und 8, Rudolphi in seinen Reisebemerkungen, und J. G. Walter in seinem Etwas über Galls Schädellehre; alle diese Schriftsteller haben bestimmt dagegen gesprochen. Man hat Waltern die Heftigkeit vorgeworfen, womit er sich gegen Gall erklärt hat; man hat daraus den sonderbaren Schluss gezogen, dass er Unrecht habe; allein man bedachte nicht, dass W. nie sonderlich an Urbanität gewöhnt war, und dass es einem im anatomischen Studium ergrauten Mann kränkend seyn musste, in seiner Gegenwart eine Theorie mit Lob überhäuft zu sehen, deren Falschheit ihm einleuchtete. Wenn je Indignation zu verzeihen ist, so ist es hier, und es wird schwerlich jemand auf-

treten, der das Gegentheil von Walters mehresten Behauptungen zeigen könnte.

Das Umfassendste und Treffendste über Galls Hypothese hat Ackermann in der Schrift No. 8 geliefert, die Rec. daher als Leitfaden bey seiner Beurtheilung benutzt. Im I Abschnitt widerlegt der Vf. Galls irrige Vorstellungen vom Hirnbau, die ältere Schriften ähnlichen Inhalts noch nicht kannten, da Gall erst in neueren Zeiten auf diese Hypothese gekommen ist. Reil und Loder haben zwar erklärt, dass sie Galls Entdeckungen in der Anatomie des Gehirns bewundern; allein man wird irre, wie diess möglich war, wenn Loder zugleich sagt (in Bischofs Vorrede zu seiner Schrift über Gall, und in der Schrift No. 6 S. 173), dass er sich schäme und ärgere, seit fast dreyssig Jahren, hunderte von Gehirnen wie einen Käse (!!) zerschnitten zu haben. Wie kam ein Anatom zu einem solchen Bekenntnisse, der Vicq d'Azyr's zwey und zwanzigste Tafel in seinen Tabellen hat nachstechen lassen? Denn jene enthält, wie Ackermann richtig bemerkt, durchaus alles, was von Galls angeblichen Entdeckungen über den Hirnbau wahr ist. Rec. geht aber noch weiter, und bittet die Herren, welche hier so viel Neues sehen, Thom. Willis cerebri anatome Cap. 13—15, und dessen Buch de anima brutorum Cap. 4 mit den dahin gehörigen Zeichnungen, nachzusehen; sie werden finden, dass alles, was Gall über den Zusammenhang der Hirntheile angegeben hat, dort sehr umständlich aus einander gesetzt worden, und dass Willis sogar die Methode, diese Theile zu präpariren, angezeigt hat. Sollte Loder nie den trefflichen Willis gelesen haben? Von einem Professor der Anatomie liesse es sich doch wohl erwarten!

Mit Recht verwirft Ackermann Galls Ansicht, als ob das Gehirn aus einer zusammengefalteten Haut bestände, die bey dem Wasserkopf entfaltet würde. Man kann die Präparation, wobey man das Gehirn, nach hinweggenommener Gefässhaut, aus einander zerrt, sehr leicht nachahmen; allein es ist nichts als ein Kunststückchen zur Spielerey, und Rec. begreift nicht, wie ein Anatom hierauf einigen Werth setzen kann. Eben so falsch ist Galls Idee von der Rindensubstanz. In ihr endet sich keineswegs das Nervenmark, sondern hier nimmt es seinen Ursprung; sie besteht fast ganz aus Gefässen, wie die Ausspritzungen gezeigt haben. Gall nennt sie eine sulzige, eine drüsenartige Sub-

stanz, hält sie für ein Ganglion des Nervenmarks (Nervenfibern nach ihm), und beweiset durch alles diess eben so sehr seine Unkunde, als seine Dreistigkeit, die lächerlichsten Dinge Anatomen über solche Gegenstände vorzutragen, in denen er billig selbst erst Unterricht nehmen sollte. Eben so wenig gilt, was Gall von anderen Theilen des Gehirns behauptet, wenn er sie Ganglien nennt, da sie durchaus nichts von deren Struktur haben, oder wenn er grosse Gehirntheile Nerven nennt. Diess ist nicht bloss gegen den Sprachgebrauch, sondern verwirrt alle Begriffe; und beynahe möchte man glauben, dass diess Galls Absicht gewesen. Denn die vom Gehirn und Rückenmark abtretenden Körper, welche wir Nerven nennen, sind durch ihre fadige Beschaffenheit und die die Fäden umwickelnde Gefässhaut, sowie durch ihre allgemeine Hülle, so deutlich von allen übrigen Theilen der Körper unterschieden, dass jeder Anfänger sie erkennen muss. Ackermann wundert sich, dass Gall die Riech- und Sehnerven als vom Rückenmark austretend betrachtet; allein er folgte nur Willis (cerebri anatome Cap. 13), der deutlich sagt: nervi optici et olfactorii longo ductu et ambagibus cerebri superficiem perreptant, ut infra hanc partem medullae oblongatae inserantur. Zurücktretende Nerven hatte Willis auch schon, und Galls ganze Theorie, so falsch sie ist, konnte ihm keine Mühe machen, da er alles bey jenem vorfand. Sehr gut urtheilt Ackermann von der irrigen Vorstellung, als ob von den doppelten Organen eines zur Reserve da wäre; was Gall sogar von den Augen zu behaupten wagt. Das gewählte Beyspiel, dass man, wenn man einen Gegenstand mit beiden Augen betrachtet, und vor das eine Auge ein rothes, vor das andere ein blaues Glas hält, den Gegenstand weder roth noch blau, sondern grün erblickt, weil beide Farben darin zusammenschmelzen, zeigt den Ungrund davon deutlich genug. Die Commissuren der Hirntheile waren längst bekannt. Dass die Fasern der Pyramidalkörper sich im Hirnknoten kreuzen, hat Rec. nie gesehen, und begreift auch nicht, wie die übrigens deutlichen und längst bekannten Querstreifen im Hirnknoten als zurückgehende Nerven angesehen werden können. Das Gehirn endlich als einen Fortsatz des Rückenmarks, oder als einen von ihm gebildeten Theil betrachten zu wollen, heisst, eine alte aus guten Gründen lange verworfene Meinung aus blosser Liebe zu Paradoxien auffrischen.

Das Rückenmark ist ja nicht früher da, und beim Foetus hat schon offenbar das Gehirn gegen dasselbe ein Übergewicht. Weiter braucht man nichts anzuführen, obgleich Ackermann noch andere gute Gründe angiebt, von der Funktion der Rückenmarksnerven u. s. w.

Ganz unstreitig ist also der Satz, dass alles Wahre, das Gall vom Gehirn behauptet, den Anatomen bekannt war, und alles ihm Eigene, von den Ganglien und Nerven im Gehirn, von der allgemeinen Durchkreuzung, von der Entfaltung u. s. w. durchaus falsch erfunden wird. Was Loder darin Bewundernswürdiges gefunden hat, weiss Rec. nicht; er bittet aber den trefflichen Sömmering, der bisher noch schwieg, seine Stimme zu geben: seine Competenz wird keiner verkennen. (Im Vorbeygehen bemerkt Rec., dass Ackermann glaubt, alle Fötus, die ohne Gehirn geboren werden, hätten vorher dasselbe gehabt; allein wenn man die Fälle vergleicht, so ist doch mancher Unterschied da, und hin und wieder scheinen die Schädelknochen durch eine ursprüngliche Monstrosität so gebildet zu seyn; die Zerstörung müsste dann zugleich beym Ausfliessen des Wassers aus dem Kopf so gross gewesen seyn, dass schwerlich dabey der Fötus hätte am Leben bleiben können. Vergl. Prochaska Annotatt. Acad. Fasc. 3 S. 185 sq. Man hat ja auch selbst Missgeburten ohne Kopf.)

Im II Abschnitt spricht Ackermann vom Schädelbau. Hier ist auch besonders der Vf. von No. 7 zu nennen, der aus eigenen Untersuchungen viele gute Beobachtungen darüber beybringt, sowie die Darstellung der Gallschen Meinungen über diesen Punkt in No. 5 und 6 deutlich, doch freylich ohne eigene Ansichten ist. Der Hauptpunkt ist immer dem Kranioskopen die Frage, ob die beiden Tafeln der Schädelknochen, wie Gall will, so parallel laufen, dass eine äussere Vertiefung eine innere Erhabenheit, und umgekehrt, bezeichnet. Dieser Parallelismus ist aber nur höchst eingeschränkt anzunehmen, worin Rec. mit den Vfn. von No. 7 und 8 einer Meinung seyn muss. Indem sich die Muskeln, welche am Schädel sitzen oder ihren Ursprung nehmen, entwickeln, muss an allen diesen Stellen die Beschaffenheit der äusseren Tafel verändert werden, und man findet dann keineswegs die innere mit ihr parallel. Dasselbe gilt von allen Stellen, wo Luft in die Zellen der Schädelknochen gedrungen

ist. Bey sehr vielen Schädeln treten individuelle Verschiedenheiten ein und man trifft die grössten Abweichungen der Tafeln an einzelnen Stellen der Schädelknochen, und in der Form des Schädels, wie jeder Anatom wissen muss. Viele Veränderungen sind krankhaft, z. B. bey der Rhachitis, bey der Lustseuche; und auch diese Beyspiele können Keinem unbekannt seyn, da sie so äusserst häufig vorkommen. Bey den Thierschädeln ist der gerühmte Parallelismus noch viel weniger anzunehmen; und häufig ist nicht Eine Stelle äusserlich am Schädel, besonders vorne und oben, von der man auf die innere Tafel schliessen kann. Es ist daher äusserst auffallend, wie Gall den ganzen Schädel als vom Gehirn gebildet, annehmen kann, und noch mehr, dass er das Gehirn bis in das späteste Alter die Gestalt der Schädelknochen bestimmen lässt. Es zeigt offenbar, dass er entweder die Osteogenie wenig studirt hat, oder sein besseres Wissen, der Hypothese zu gefallen, gefangen nimmt. Die Knochen machen ein eigenes System aus, das sich, eigenen Gesetzen gemäss, allmählich formt und umbildet; und es ist die grösste Einseitigkeit, wenn Gall alle anderen Knochen übersieht, die sich mit dem Schädel gleichzeitig verändern. Hätte er nur diesen einen Punkt ins Auge gefasst, so würde er unmöglich die Veränderungen des Schädels vom Gehirn abgeleitet haben, oder er würde gezwungen worden seyn, die Bildung der Skelete vom Gehirn abzuleiten. — Wenn Gall einen Fall gesehen hat, wo die Schädelknochen einer alten Person dicker wie gewöhnlich waren, so ist dieser einzig, wofern nicht vom Umfang der Stirnhöhlen die Rede ist; denn noch sah Rec. beständig, wie Sömmering und alle übrigen Anatomen, dass die Schädelknochen im Alter dünner wurden; und auf dieselbe Art nehmen alle übrigen Knochen ab. Eben so wenig werden die Schädel wahnsinniger Personen beständig dicker gefunden; häufig sind sie ganz wie gewöhnlich, häufig sogar dünner. Auch diese Fälle sind allen Zergliederern bekannt. Von acht Selbstmördern hat Ackermann die Schädel untersucht, und bey keinem Galls Behauptung, dass sie dicker seyen, bestätigt gefunden. Offenbar liegt der Hauptfehler darin, dass Gall, wenn ihm widernatürlich dicke und feste Schädel vorkamen, von diesen wenigen Beyspielen allgemeine Schlüsse abzog. Allein hätte er auch noch so viele Beyspiele, so beweisen sie doch alle nichts, weil er die Untersuchung des übrigen Skelets dabey ver-

nachlässigte, dessen Vergleichung ihm über alle, oder doch die mehresten Fälle, ganz andere Aufschlüsse gegeben haben würde. Rec. kennt keine einzige Veränderung in der Substanz der Schädelknochen, die er nicht auch bey den übrigen Knochen angetroffen hätte; er muss es daher für Thorheit halten, wenn man dabey an das Gehirn denken will.

Das Resultat ist wieder: Gall kennt den Schädelbau so wenig als den Gehirnbau, und er hat darüber nicht einen einzigen richtigen neuen Satz vorgetragen, wofern man ihm nicht, wie der höfliche Vf. von No. 2 das Compliment machen will, dass man sonst geglaubt habe, der Schädel sey aus Einem Knochen gebildet, und es auch wohl noch glaube, bis Gall zuerst entdeckt, dass er aus acht Stücken bestände!! Aber auch diess ist nicht einmal ganz richtig, da bekanntlich das Keilbein und Hinterhauptbein bey Erwachsenen nur Einen Knochen ausmachen.

Die Organenlehre endlich, welche Ackermann im III Abschnitt widerlegt, ist eine Sammlung der absurdesten Behauptungen, wie gleich bewiesen werden soll. Mit ihr beschäftigen sich die ersten vier Schriften fast ausschliesslich; allein aus allen ist wenig Trost zu schöpfen. Der Vf. von No. 4 besonders hätte sich doch billig einige Kenntnisse von dem Gegenstande verschaffen sollen, über den er ein Handbuch zu Vorlesungen schreiben wollte, statt dass er jetzt die grössten Schnitzer macht. Der Vf. von No. 5 und 6 stellt Galls Ansichten, doch ohne Prüfung, deutlich dar. In der Schrift No. 7 sind eine Menge äusserst schätzbarer Beobachtungen, und sie zeugt von den Kenntnissen ihres Vfs., der sich billig nennen sollte, da er so viele specielle Erfahrungen angiebt. Die Form seiner Schrift aber ist etwas abschreckend, da der Vf. aus Frorieps Darstellung der Theorie der Physiognomik von Gall, Satz für Satz wörtlich aushebt und widerlegt. Dadurch musste eine ermüdende Weitschweifigkeit entstehen.

Gall ist weder durch seine Gehirn- noch durch seine Schädellehre auf seine Hypothese von den sogenannten Organen des Gehirns gekommen, sondern durch die schlechteste und gemeinste Empirie. Jene beiden können verworfen werden, ohne dass diese dadurch widerlegt ist. Sie dienten indess, das Kind aufzuputzen, und konnten denjenigen anlocken und beschäftigen, der das

Thörichte der Organenlehre einsah; sowie die Herren und Damen, denen jene zu ernsthaft waren, mit dieser spielen konnten. Auf sie wurden Medaillen geprägt, für jene ward er in gelehrte Gesellschaften aufgenommen, und beide brachten Geld.

Unter Organ versteht Gall bald dieses, bald jenes, wie man sieht, wenn man die verschiedenen Schriften über sein System vergleicht, die sämmtlich nach seinen Vorlesungen zusammengetragen sind. Allein eben dadurch, und durch den schwankenden Begriff, den er mit dem Wort Anlage verbindet, welches er beständig im Munde führt, hält er sich für jede Behauptung, die ihm in den Kopf oder in den Mund kommt, eine Menge Schlupfwinkel offen. Die Organe, welche er im Gehirn annimmt, sollen nur die Anlage zeigen; wenn sie stark entwickelt sind, eine grosse Anlage; im entgegengesetzten Fall das Gegentheil. Dadurch will er einmal die menschliche Freyheit retten, zweytens aber auch seine kranioskopischen Aussprüche, wenn sie falsch sind, beschönigen: beides aber wird ihm nie gelingen. Ist die Anlage nach ihm die materielle Bedingung, ohne welche keine Seelenäusserungen möglich sind: so ist sie entweder die einzige Bedingung, und dann ist mit ihr die Kraftäusserung zugleich gegeben; oder es giebt noch eine innere Bedingung (die Seele, das Seelenorgan), welche mit jener die Kraft erzeugt oder darstellt, und dann ist es offenbar, wie Ackermann bemerkt, dass diese Bedingungen in umgekehrtem Verhältniss wirksam seyn können, z. B. eine grosse ausgebildete Anlage mit einem geringen Einfluss des Seelenorgans, oder bey stärkerer Wirkung der Kraft eine geringere Ausbildung des Organs. Sind also ausgebildete Organe vorhanden, so muss von ihnen die Kraftäusserung grösstentheils abhängen, und wo die Kraftäusserung lange fehlt, müssen die Organe oder Anlagen nach und nach vermindert werden. Das sehen wir auch in unserem Körper, z. B. bey den Muskeln, beym Gesichtsorgan. Organe ohne alle Kraftäusserung kann man daher Galln nie zugestehen, und wenn er ein Mordorgan, einen Diebssinn annimmt, so müssen sie auch thätig seyn. Er nimmt ja auch selbst an, bey den Menschen, wie sie gewöhnlich vorkommen, sey kein Organ hervorstechend; alle Anlagen seyen in einem nicht sehr entwickelten Zustande. Das gilt also dann doch wohl so gut von einem Mordsinn, wie von den übrigen, und dann müssen entweder alle Organe thätig seyn, oder

keines? Und nun nehme man gar, das Mordorgan, der Diebssinn sey sehr stark entwickelt — dennoch sollten sie unthätig seyn können? Wodurch sind sie dann so entwickelt worden? Gall fühlt, dass dabey die menschliche Freyheit aufhört, und will jenes gern leugnen; auf der anderen Seite aber ist er selbst so inconsequent, dass er bey einem Knaben, in welchem er eine solche Anlage sehr stark entwickelt fand, die lebenswierige Einsperrung anrieth. Diess schauderhafte Urtheil eines Phantasten zeigt nur zu gut, wie viel Werth er auf die Anlagen legt. Auf der anderen Seite ist aber auch die leerste Ausflucht, dass, wenn ein Organ gar nicht entwickelt ist, seine Kraftäusserung dennoch sehr stark seyn könne. Bey leichtgläubigen Menschen kann diess die Blössen des wandernden Kranioskopen bedecken, weiter nichts. Denn wie käme ein Mensch zu einer hohen Fertigkeit, ohne alle, oder wenigstens merkliche Anlage, und was wäre im Stande die grosse Anlage unthätig zu machen? Wer annehmen kann, dass 1) gewöhnlich bey den Menschen keine hervorstechenden Organe vorkommen, dass 2) wo sie bemerkbar sind, dennoch dieselben ganz unthätig seyn können, und dass 3) wo keine sichtbar sind, dem ungeachtet die Kraftäusserung deselben sehr stark seyn könne; wer diess annehmen, und dabey auf das Aufsuchen solcher Organe am Schädel nur Eine Stunde Zeit verwenden kann: den können wir nicht anders als einen Thoren nennen, da er ja niemals die geringste Gewissheit erlangt, noch nach Gall erlangen kann. — Dass Gall einen gemeinschaftlichen Empfindungsplatz leugnet, ist sonderbar genug; denn am Ende muss doch Einheit hervorgehen, und sein zertheiltes Bewusstseyn ist höchst widersinnig. Alle seine zum Ekel wiederholten Gründe für die Annahme eigener Organe für jedes Geistesvermögen sind sehr seicht, und es ist unbegreiflich, wie sie Jemand für überzeugend halten kann. Es sind folgende: 1) Man ruhet aus, wenn man von einer Seelenverrichtung zu einer anderen übergeht; diess wäre nicht möglich, wenn immer die ganze Gehirnmasse thätig wäre. (Allerdings ist diess möglich, sobald die Kraftäusserung von einem höheren zu einem niederen Grade geht, oder sobald nur irgend einige Veränderung in der Wirkung des Gehirns Statt findet. Derselbe Fall ist bey unseren Muskeln, die zwar lange, allein nicht ganz auf dieselbe Art lange wirken können; endlich muss auch völlige Ruhe eintreten, diese wäre bey Gall

nie nöthig, wenn nur immer andere Organe wirkten.) 2) Die verschiedenen Seelenkräfte stehen bey den verschiedenen Individuen, sowohl Menschen als Thieren, in verschiedenem Verhältniss. (Das ist wahr; allein dazu bedarf es keiner verschiedenen Organe, sondern das Substrat der inneren Seelenthätigkeit, und die Erregungsgrade des Gehirns, sowie dessen Einwirkung auf die Hemisphäre und die Zurückwirkung auf die Organe der Bewegung können verschieden seyn.) 3) Die Geistesvermögen sind in den verschiedenen Klassen der Thiere in ungleichen Verhältnissen; Gehirn haben sie alle. (Allein ihre Sinnesorgane bedürfen nur ungleicher Empfänglichkeit für äussere Eindrücke, das Gehirn selbst kann verschieden seyn an Gehalt, Erregung u. s. w.) 4) Die Geistesverrichtungen und Kräfte entwickeln sich nicht in gleichem Grade und zu gleicher Zeit. (Diess ist aber leicht daraus zu erklären, dass das Gehirn allmählich mehr ausgebildet, und daher für manche Verrichtungen geschickter wird, endlich nimmt seine Erregbarkeit ab u. s. w. Zugleich ist auf die Erziehung und Bildung zu sehen, auf die einmal gegebenen Eindrücke, wie darauf weiter gebaut wird. Wozu da eigene Organe?) 5) Sollen die partiellen Geisteskrankheiten, soll die partielle Integrität etwas für die Organe beweisen. Allein auch dieser Grund ist unstatthaft. Dass einzelne Ideen lebhafter werden, andere schwinden, kann daraus erklärt werden, dass die Thätigkeit des Gehirns für eine Aeusserungsart desselben erhöht oder vermindert seyn kann; Ackermann erklärt es durch die mechanische Anordnung der Ideen, die kein Arzt als das Substrat höherer Geistesfähigkeiten geleugnet hat.

Der Platz, welchen Gall seinen Organen anweiset, ist höchst unglücklich ausgedacht, nämlich in der Rindensubstanz des Gehirns, in welcher das Nervenmark noch gar nicht ausgebildet ist, aus welcher es entspringt, wohin aber keineswegs Nerven gehen, wie Gall annimmt. Jene Gefässsubstanz schickte sich schlecht zum Sitz solcher edlen Organe, und was Ackermann von ihrer krankhaften Ausdehnung, wobey sich ihre Structur noch mehr bewährt, angiebt, ist gewiss keinem Zweifel unterworfen. Und nun betrachte man überdiess, wie sich hier Organ an Organ legt, und keines von dem anderen abgesondert ist, weder durch seine Beschaffenheit noch durch irgend eine Grenze. Nimmt man gar mit Gall an, das Hirn sey ein zusammengefaltetes Tuch,

so muss er sich mit dem Zirkel darauf die Grenzen für seine Organe abstecken, denn die Natur gab sie nicht; er selbst aber verwirrt auf die wunderlichste Art seine eigene Arbeit. Man höre! An einer und derselben Stelle hat er zwey Organe, das der Gutmütigkeit und das der Darstellungsgabe, die doch wohl selbst beide nichts mit einander gemein haben. Ist nämlich am oberen Theil des Stirnbeins nur die Mittellinie hervortretend, so bezeichnet diess die Entwickelung des Sinns der Gutmüthigkeit: ist der ganze Theil kugelich, so schliesst er auf Entwickelung der Darstellungsgabe. Auf ähnliche Art macht er es mit seinem sogenannten vergleichenden und speculativen Scharfsinn, welche zuweilen beide vom medicinischen Beobachtungsgeiste verdrängt werden. Die mehresten, welche gegen Gall geschrieben, haben diesen Punkt übersehen; Rec. hält ihn für die ärgste Blösse dieser Hirngespinste. Die ganze Annahme dieser Hirnorgane erscheint auch so überflüssig wie möglich, wenn man die Structur des Gehirns betrachtet; man sieht, wie die Sinnesnerven zum Inneren des Gehirns dringen, und die Sinneshügel bilden, und diese hängen mit dem Mark der Hemisphären zusammen; die von da zum Rückenmark durch die Pyramidalhügel laufenden Markstreifen geben die entgegengesetzte Sphäre. So erhält das Gehirn die Eindrücke der Aussenwelt auf dem einen Wege, wirkt auf dem anderen auf sie zurück, und im mittleren Hirnmark selbst geschehen die Seelenverrichtungen. Der Mensch besitzt ausgebildetere Sinnesorgane (bis auf das Geruchsorgan), grössere Sinneshügel (wie A. behauptet, welches aber gerade auf den bey dem Menschen so ausgebildeten Sinn des Tastens nicht anzuwenden ist), und eine grössere Markmasse an den Hemisphären des grossen und kleinen Gehirns. — Was Gall von den allgemeinen Vermögen sagt, die sich über alle Organe verbreiten sollen, ist sehr unrichtig, wenn er allen Gewissen zuschreibt, u. dergl. m.; besonders wenn er ein jedes gradweise sich erhöhen lässt, nun in jedem Urtheilskraft sucht u. s. w. Wie falsch diess sey, sieht man schon daraus, dass wir Dinge vergleichen und daraus ein Urtheil ziehen können, obgleich dieselben nach Gall verschiedenen Organen angehören. Diess müsste nie geschehen, wenn das Urtheil über jede Sache sich nur auf Ein Organ beschränkte.

Durch das, was Rec. ausgehoben hat, zeigt sich das Un-

gegründete der Gallschen Hypothese hinlänglich. Die einzelnen Organe selbst hier durchzugehen, würde zu weit führen; auch findet man eine Fülle treffender Bemerkungen dagegen bey den Vfn. von No. 7 und 8. Gall ist zur Annahme aller dieser Organe auf dieselbe Weise gekommen; er bemerkte an dem Schädel eines Menschen, der sich durch irgend etwas auszeichnete, eine Erhöhung; er schloss nun auf einen darunterliegenden stark entwickelten Hirntheil, durch welchen der Schädel an der Stelle gehoben sey, und glaubte in ihm das Organ jener Eigenschaft zu finden. Er versichert, dass er viele Menschen verglichen habe, und das wird gern zugegeben; er kann auch bey vielen Menschen von einer gewissen Eigenschaft jenen Bau bemerkt, und im negativen Fall jener Eigenschaft, statt einer Erhöhung eine Vertiefung bemerkt haben: berechtigt das aber je zu allgemeinen Schlüssen? Viele Menschen, die sich in einem und demselben Dinge stark auszeichnen, trägt die Erde nicht zugleich, wenigstens nicht in der Art, dass Ein Mann sie in Einer Stadt gehäuft fände. Die vergleichende Anatomie kann hier nichts sagen, wenn auch davon abgesehen wird, dass die Erhöhungen und Vertiefungen, die äusserlich an ihrem Schädel bemerkbar sind, mit der inneren Tafel fast nie parallel laufen. Denn die Eigenschaften der Thiere und Menschen sind selten zu vergleichen, und von Tugenden z. B. kann bey jenen nie die Rede seyn. Das Gehirn ausgezeichneter Menschen ist fast nie untersucht, und hat auch nichts gezeigt, worauf zu bauen wäre. Alles hängt also von der Schädelform ab; wie trüglich aber diese sey, weiss jeder Anatom. Zu jedem affirmativen Fall, den Gall angiebt, um seine Hypothese zu rechtfertigen, lassen sich andere anführen, die ihr im Wege stehen; er ist nicht im Stande, sie zu leugnen, sondern sucht sich nur durch die obengenannte Anlage, die entwickelt und nicht entwickelt seyn kann (wie es der Schädel erfordert), zu decken. — Nähme man aber wirklich mit Gall Hirnorgane an, so wäre es doch nicht möglich, die seinigen anzunehmen: denn es ist kein einziges darunter, gegen welches sich nicht die triftigsten Einwürfe darböten. Seine Anhänger (servum imitatorum pecus) sagen, wenn man etwas an seinen Organen auszusetzen hätte, müsse man mit der Natur hadern: allein die Herren sollten bedenken, dass es etwas anderes sey, etwas in der Natur finden, oder der Natur etwas aufbürden. Nur das letztere passt auf

Gall. Manche seiner Organe stehen an solchen Stellen, wo das Gehirn gar nicht auf den Schädel wirken könnte, wenn es auch sonst diess thäte. Das gilt z. B. bestimmt von seinen Gedächtnissarten, wo man nur grösstentheils von der Ausdehnung der Stirnhöhlen reden kann; sein Wortsinn bezeichnet eine gewisse Bildung des Auges, (z. B. bey der Kurzsichtigkeit,) oder der Augenhöhle; sein Organ des Geschlechtstriebs ist sehr unglücklich in das kleine Gehirn versetzt, da jener doch gar nicht vom Gehirn abhängt, wie jedem bekannt ist; fast alle Organe endlich sind unrichtig als selbstständig dargestellt, da man sie leicht von der verschiedenen Thätigkeit des allgemeinen Seelenorgans, oder von Entwickelungen der Sinnesorgane ableiten kann, wie Rec. ausführlich zu beweisen, für überflüssig hält. Galls einseitige Beobachtungen und kühne Behauptungen konnten täuschen, aber nur eine kurze Zeit. — Commenta delet dies. J. R.

[7]) Joh. Christ. Reil war am 28. 2. 1759 in Ostfriesland geboren. Er wurde 1787 ausserord. Professor der Medicin in Halle, ging 1810 nach Berlin, übernahm nach der Schlacht bei Leipzig die oberste Leitung der Kriegshospitäler und starb am 22. November 1813 am Typhus. Er hat sich durch anatomische Untersuchungen ausgezeichnet, hat eine Fieberlehre und Verschiedenes über Psychiatrie geschrieben (ausser den Rhapsodien veröffentlichte er eine Uebersetzung von Cox' psychiatr. Journal und er gab von 1803—1805 das Magazin für psychische Heilkunde heraus). Auch hat er das Soolbad in Halle angelegt.

Seine „Rhapsodien" kann man nicht schlechtweg loben.

Lobenswerth ist, dass er auf Verbesserung der Tollhäuser dringt. Sein Hauptanliegen ist dabei, man soll die Heilanstalten von den Pflegeanstalten trennen, ein Vorschlag, der befolgt worden ist, sich später aber als unzweckmässig erwiesen hat. Was er über die Geisteskrankheiten und ihre Behandlung sagt, das ist nicht gerade viel werth. Von klinischen Studien ist wenig zu bemerken; Bücherkenntnisse und Naturphilosophie sind die Hauptsache. Seine psychische Heilmethode, der Kern des Buches, ist principiell verfehlt. Es handelt sich um die alten Kniffe, die Kranken zu zähmen oder einzuschüchtern, sie durch Spiegelfechtereien zu täuschen, heftige Gemüthsbewegungen zu erregen. Die Voraussetzung der Behandlung ist natürlich, dass die Krank-

heit auch durch seelische Einwirkungen entstanden sei. Reil glaubt daran eben so wie seine Vorgänger, ist also auch ätiologisch durchaus Reactionär. In Wirklichkeit ist nur die hysterische Störung psychisch entstanden und psychisch heilbar. Reil weiss zwischen Hysterie und Geisteskrankheit anderer Art durchaus nicht zu unterscheiden, nimmt zu seinen Beispielen Hysterische und wendet die Folgerungen auf Melancholische, Paranoische u. s. w. an. Man sieht dabei übrigens, dass manche hysterische Zustände, die man erst neuerdings wieder entdeckt hat, schon damals ganz gut bekannt waren, besonders die Zustände doppelten Bewusstseins. Trotz aller guten Absicht ist die von Reil empfohlene Therapie gerade so roh wie die der Früheren. Er billigt alle die unsinnigen Proceduren, die man ersonnen hatte: Stockschläge und Ochsenziemerprügel als Strafe, Peitschen mit Brennnesseln, um das Gefühl anzuregen, plötzliches In-den-Fluss-stürzen, Untertauchen bis zur Bewusstlosigkeit, Emporziehen an Stricken u. s. w. u. s. w. Bei Einrichtung einer Irrenanstalt solle man nicht vergessen, was „zur psychischen Kur der Irrenden erfordert wird: Traufen, Sturzbäder, Douchen, Höhlen, Grotten, magische Tempel“; es müsse auch eine Vorrichtung da sein, „durch welche der Kranke scheinbaren Gefahren ausgesetzt und dadurch zur Selbsthülfe aufgemuntert wird“. — Liest man Reils Buch, so gewinnt Goethes Psychiatrie beträchtlich. Man sieht, wie die Aerzte noch in dem alten Wuste steckten, und erlangt erst ein Maass für Goethes maassvolle Haltung.

Auch das sieht man, dass ein Mann wie Reil besser gethan hätte, sich nicht an Gall zu reiben, der ihn thurmhoch überragte

[8]) Joh. Gottlieb Walter (1. 7. 1734—3. 1. 1818), geboren zu Königsberg, wurde 1760 Prosector in Berlin, 1774 erster Professor der Anatomie. Sein Hauptverdienst war seine Sammlung anatomischer Präparate, die ihm der Staat für 100000 Thaler abkaufte. Er selbst machte Nerven-Präparate. Seine Schmähschrift gegen Gall habe ich mir trotz aller Mühe nicht verschaffen können. Jedoch sind manche Sätze daraus bei Gall citirt.

Jacob Fidelis Ackermann (23. 4. 1765—28. 10. 1875), geboren in Rüdesheim, war erst Professor der Botanik, dann Professor der Anatomie in Mainz, wurde 1804 nach Jena, 1805 nach Heidelberg berufen. Er hat allerhand geschrieben: über die Kreuzung

der Sehnerven, über Cretinismus, eine „Darstellung der Lebenskräfte“, und Anderes. Erst nahm er den „chemiatrischen Standpunkt“ ein, später wandte er sich der Naturphilosophie zu.

Gegen Gall ist Ackermanns Schrift mit folgendem Titel gerichtet: „Die Gallsche Hirn-, Schedel- und Organenlehre vom Gesichtspuncte der Erfahrung aus beurtheilt und widerlegt von Dr. J. F. Ackermann, Churfürstl. Badischen geheimen Hofrath, der Anatomie und Physiologie an der Univ. zu Heidelberg ord. öff. Lehrer. Heidelberg 1806.“ Sie ist ein ganz elendes Machwerk. Es genügt aus ihr folgende Stelle (p. 187) wiederzugeben:

„Herr Dr. Gall hätte wirklich an keinen unschicklicheren Ort diese seine Organe versetzen können, als in die Rindensubstanz des Gehirns, denn aus dem, was ich bereits oben (§ 12) gesagt habe, ist die Rindensubstanz nur der Mittelkörper, durch welchen das Gefässsystem in das Nervensystem übergeht. Es ist daher in der Rindensubstanz selbst das Nervenmark noch nicht ausgebildet, und eben darum zu den Geistesverrichtungen noch nicht fähig.“

Uebrigens haben die deutsche Wissenschaft und der römische Stuhl dieselbe Auffassung gehegt, denn Galls Schriften sind von beiden auf den Index prohibitorum librorum gesetzt worden.

Mit Betrübniss sieht man, welches erbärmliche Geschwätz damals deutsche Professoren den lichtvollen Darlegungen Galls entgegengesetzt haben.

[9]) Die Organe des Gehirns; Lustspiel in drey Aufzügen von Aug. von Kotzebue. Erschien 1806. XX. Band des Theater von A. v. K. Wien 1833.

Ein alter „Herr von Rückenmark“, der sein ganzes Geld an eine Sammlung der unwahrscheinlichsten Schädel gewandt hat, ist ein begeisterter Anhänger der Lehre Galls und beurtheilt alle Leute nicht nach dem, was sie sagen und thun, sondern nach der Form ihres Kopfes. Natürlich irrt er sich fast immer, kommt zu Schaden, Tochter und Sohn erreichen ihre Zwecke gegen ihn, u. s. f.

Das Stück ist recht witzig und zeigt ziemliche Kenntnisse der Organologie. Gall selbst, der mit Kotzebue verkehrte, soll der ersten Aufführung der „Craniomanie“ beigewohnt und herzlich gelacht haben. —

v. Biedermann nennt als Beweis der Volksthümlichkeit Galls ein weiteres Lustspiel: „Doctor Gall auf der Reise“, von Freygang, 1805. Ich habe es mir nicht verschaffen können.

[10]) Man kann auf Gall folgende Worte Goethes, Gespräche IV, mit Soret 30. 12. 1823, mit Recht anwenden:

„Es wird aber in den Wissenschaften auch zugleich dasjenige als Eigenthum angesehen, was man auf Akademien überliefert erhalten und gelernt hat. Kommt nun einer, der etwas Neues bringt, das mit unserm Credo, das wir seit Jahren nachbeten und wiederum andern überliefern, in Widerspruch steht und es wohl gar zu stürzen droht, so regt man alle Leidenschaften gegen ihn auf und sucht ihn auf alle Weise zu unterdrücken. Man sträubt sich dagegen, wie man nur kann; man thut als höre man nicht, als verstände man nicht; man spricht darüber mit Geringschätzung, als wäre es gar nicht der Mühe werth, es nur anzusehen und zu untersuchen; und so kann eine neue Wahrheit lange warten, bis sie sich Bahn macht.“

Auch folgender Ausspruch Goethes (Annalen für 1821) mag mit Recht auf Gall angewendet werden: „Seine Art zu schauen und zu denken sagt dem Zeitgeist nicht zu; daher secretirt dieser das Buch durch ein unverbrüchliches Schweigen, in welcher Art von Inquisitionscensur es die Deutschen weit gebracht haben.“

Inhaltsübersicht
des I. Theiles dieses Werkes.

(VI, 264 Seiten mit Titelbild. M. 3.—, geb. M. 4.50.)

Goethe über das Pathologische.

Das Pathologische in Goethe.

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Ausgewählte Werke. Band I: J. J. Rousseau. XXIV, 311 S. mit Titelbild und Handschriftprobe. 1903. M. 3.—, geb. M. 4.50

Es erscheinen jetzt M.'s „Ausgewählte Werke" in einheitlicher vornehmer Ausstattung. Die ersten 5 Bände werden folgende Titel haben: I. Band: Rousseau. II. und III. Band: Goethe. IV. Band: Schopenhauer. V. Band: Nietzsche. Jeder Band ist einzeln käuflich. Preis M. 3.—, gebunden M. 4.50.

Ueber Schopenhauer. VIII, 264 S. m. 12 Porträts. 1899. M. 4.50, geb. M. 5.50

Der 1. Theil ist ein Gutachten über den Geisteszustand Schopenhauers. In ihm wird auf Grund der Familiengeschichte und der Biographie gezeigt, dass Schopenhauer eine „pathologische Mehrwerthigkeit" war.

Der 2. Theil des Buches enthält eine Kritik der Philosophie Schopenhauers vom Standpunkte des Verfassers aus, die bei aller Schärfe des Urtheils den Kern der Lehre als gesund anerkennt, und die Freunden wie Gegnern Anregung gewähren wird.

Ueber die Anlage zur Mathematik. VIII, 332 S. mit 51 Bildnissen. 1900. M. 7.—, geb. M. 8.50

Nach M.'s Darstellung wird das mathematische Talent nicht erworben, sondern mit zur Welt gebracht; es ist nicht proportional den anderen geistigen Fähigkeiten, sondern kann bei grosser Intelligenz klein sein und umgekehrt. . . . Der besonderen Geistesbeschaffenheit des Mathematikers entspricht auch eine körperliche Besonderheit: eine ungewöhnlich starke Entwickelung des oberen äusseren Augenhöhlenwinkels.

Ueber Kunst und Künstler. VIII, 296 S. mit 7 Tafeln. 1901. M. 7.—, geb. M. 8.50

Verf. kommt bei seinen Untersuchungen zu der Annahme bestimmter einzelner Kunsttriebe, deren fünf unterschieden werden. Er zeigt, dass einzelne dieser Triebe bei einzelnen Menschen von Geburt an besonders stark entwickelt sind und dass der ungewöhnlich starke Trieb oder das Talent den Künstler zu seiner Thätigkeit nötigt.

Neurologische Beiträge. 4 Hefte. 1894—1895. M. 14.—

Inhalt: 1. Heft: Ueber den Begriff der Hysterie und andere Vorwürfe vorwiegend psychologischer Art. VI, 210 S. 1894. M. 4.—

2. Heft: Ueber Akinesia algera. Zur Lehre von der Nervosität. Ueber Seelenstörungen bei Chorea. IV, 137 S. 1894. M. 3.—

3. Heft: Zur Lehre von der Tabes. IV, 154 S. 1895. M. 3.—

4. Heft: Ueber verschiedene Formen der Neuritis. Ueber verschiedene Augenmuskelstörungen. IV, 216 S. 1895. M. 4.—

Vermischte Aufsätze. (V. Heft der Neurologischen Beiträge). IV, 176 S. 1898. M. 4.—

Ueber die Eintheilung der Krankheiten. Ueber die Behandlung der Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten. Zur Bekämpfung der Nervosität. Ueber die Ursachen der Krankheiten. Ueber den Kampf gegen den Alkoholismus, gegen die Tuberkulose und die venerischen Krankheiten. Ueber das Rauchen. Ueber die Veredelung des menschlichen Geschlechts etc. etc.

Stachyologie. Weitere vermischte Aufsätze. VIII, 219 S. 1901. M. 4.80, geb. M. 6.—

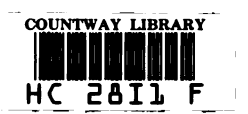
Diese „Aehrenlese" setzt sich aus folgenden Arbeiten zusammen: 3 Gespräche über Metaphysik. 3 Gespräche über Religion. Psychiatrie und Literaturgeschichte. Ueber J. J. Rousseaus Jugend. Goethe und W. A. Freund. Ueber die Heilung des Orest. Ueber das Studium der Talente. Ueber die Vererbung künstlerischer Talente. Ueber einige Unterschiede der Geschlechter. Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Ueber Entartung. Ueber Mässigkeit und Enthaltsamkeit.

Nervenkrankheiten. Ein kurzes Lehrbuch. VIII, 188 S. 1893. geb. M. 4.50

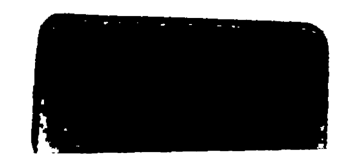
Deutsche Medizinal-Zeitung: Das gediegene kleine Buch wird sich schnell überall einbürgern. Es enthält bei aller Kürze das Wissenswerteste aus dem Gebiete der Nervenkrankheiten und zwar in so ansprechender origineller Form, dass es das Interesse des Lesers stets fesselt.







Goethe
Countway Library
3 2044 046 292 306




t. 895
Goethe 1903
Countway Library
BFL5940
3 2044 046 292 306